vhw SCHRIFTENREIHE | 41

LARS WIESEMANN
FABIAN ROHLAND
KIRSTEN KRÜGER

Urbane Resilienz

BENACHTEILIGTE QUARTIERE IM SPIEGEL DER CORONA-PANDEMIE

vhw Forschung

IMPRESSUM

Autoren und Autorin
Dr. Lars Wiesemann
Fabian Rohland
Kirsten Krüger

Unter Mitarbeit von:
Carlotta Reh

Gestaltung/Druck
Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim

Titelbild
Wandbild im Kosmosviertel in Berlin (Foto: vhw e. V.)

ISBN
978-3-87941-842-8

Berlin, September 2023

Zitierhinweis
Wiesemann, L.; Rohland, F. & Krüger, K. (2023): Urbane Resilienz – Benachteiligte Quartiere im Spiegel der Corona-Pandemie. vhw-Schriftenreihe Nr. 41. Berlin.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C051149
www.fsc.org

klimaneutral gedruckt
www.klima-druck.de
ID-Nr. 23149826
bvdm.

VORWORT

© BILDSCHÖN/Trenkel

PD Dr. Olaf Schnur
Bereichsleiter vhw-Forschung

Resilienzkonzepte sind populär, die Diskurse lebhaft – und das gerade auch im Bereich der Stadtentwicklung. Dies mag angesichts der kommunalen Herausforderungen nicht verwundern: Klimawandel, soziale Ungleichheit, demografischer Wandel, Zuwanderung, Wirtschaftskrisen… diese Themenliste ließe sich problemlos fortsetzen. Dass innovative Lösungsansätze in einer Situation, in der sich viele Krisen überlagern, eine höhere Aufmerksamkeit genießen, leuchtet natürlich ein. Nicht zuletzt das Memorandum „Urbane Resilienz" hat hier – noch unter dem Eindruck der Corona-Pandemie – für ein politisches Statement aus der Perspektive der Nationalen Stadtentwicklungspolitik gesorgt und fordert implizit: Lasst uns heute darüber nachdenken, ob unsere Städte morgen für den Umgang mit verschiedensten Stressfaktoren wirklich gut aufgestellt sind!

Und doch ist „Resilienz" ein ambivalentes Phänomen: Manchen erscheinen Resilienzansätze zu abstrakt und zu schwer kommunizierbar, auf manche wirken sie angesichts der realen Herausforderungen simplifizierend, andere wiederum sehen in ihnen eine unbotmäßige Übertragung von psychologischen oder ökologischen Systemvorstellungen auf Gesellschaft und Stadt. Ein zusätzlicher Kritikpunkt am Resilienzkonzept und insbesondere an dessen Übertragung auf Stadt ist der Mangel an empirischer Forschung, vor allem auch in sozialräumlichen Kontexten. Die vhw-Forschung, die auch an der Erarbeitung des genannten Memorandums beteiligt war, hat sich deshalb zum Ziel gesetzt, für Wissenszuwächse in den Forschungslücken zu sorgen. In der vorliegenden Untersuchung wurde somit Resilienz als Faktor in der Quartiersentwicklung unter die Lupe genommen. In zwei Fallquartieren in Berlin wurde versucht, mit Hilfe von Experteninterviews, Vor-Ort-Begehungen und Fotodokumentationen ein umfassendes Bild von Resilienz in der Quartiersentwicklung zu zeichnen.

Die Untersuchungskonstellation während des ersten Lockdowns der Corona-Pandemie war in zweifacher Hinsicht besonders: Wir konnten in einer extremen Krisensituation nahezu experimentell beobachten und erfahren, wie gut lokale Akteure aufgestellt waren, wo sich akut Potenziale und Defizite gezeigt haben, wie sie in Zukunft besser (resilienter) aufgestellt sein wollen und was sie dafür benötigen. Andererseits war es für die vhw-Forschenden sowie die beteiligten Akteure eine besondere Herausforderung, während der Pandemie und der damit einhergehenden strikten Kontaktbeschränkungen ein Forschungsprojekt durchzuführen. Dass dies schließlich gelingen konnte, ist auch der Offenheit und dem Interesse unserer Interviewpartnerinnen und Interviewpartner vor Ort geschuldet. Sie haben uns ihre Zeit, ihr Wissen und ihre Erfahrungen zur Verfügung gestellt. Ohne ihre Unterstützung wäre diese Studie nicht möglich gewesen – ganz herzlichen Dank dafür!

Auch die Ergebnisse der Studie sind spannend: Stark zugespitzt kann man daraus ableiten, dass nicht nur Infrastrukturen wie die der Energie- und Wasserversorgung, sondern auch soziale Infrastrukturen und Institutionen der Gemeinwesenarbeit als „kritische" Infrastrukturen für urbane Resilienz zu bezeichnen und als entsprechend wichtig einzuordnen sind. Insgesamt bieten die (differenzierteren) empirischen Ergebnisse wertvolle Erkenntnisse für Stadtplanerinnen und -planer, Entscheidungsträgerinnen und -träger sowie für alle, die an der zukunftsfähigen Entwicklung und Gestaltung von Quartieren beteiligt sind.

PD Dr. Olaf Schnur
Bereichsleiter vhw-Forschung

INHALT

ZUSAMMENFASSUNG 5

1. KRISE ALS CHANCE FÜR ENTWICKLUNG 7

2. DAS KONZEPT DER RESILIENZ – ODER: DIE FÄHIGKEIT, MIT KRISEN UMZUGEHEN 9

3. METHODISCHES VORGEHEN UND UNTERSUCHUNGSRÄUME 13

4. UNGLEICH BETROFFEN: SOZIALE AUSWIRKUNGEN DES LOCKDOWNS IN BENACHTEILIGTEN QUARTIEREN 21

4.1 Alle zuhause: Zwischen Überforderung und sozialer Isolation 21
4.2 Neue Unsicherheiten: Zwischen gesundheitlichen und finanziellen Sorgen 24
4.3 Homeschooling: Zwischen Bildungs- und Digitalarmut 25
4.4 Neue Umstände, alter Quartierskontext: Zwischen stadträumlichen Qualitäten und Missständen 28

5. AUF PANDEMIEMODUS UMSTELLEN: STADTTEILARBEIT IN ZEITEN VON SOCIAL DISTANCING 33

5.1 Arbeitsfähigkeit wiederherstellen: Aus dem Homeoffice für den Kiez aktiv werden 33
5.2 Zielgruppen erreichen: Neue Wege finden – analog wie digital 36
5.3 Unterstützung organisieren: Angebote an veränderte Bedarfe und Rahmenbedingungen anpassen 39
5.4 Akteursnetzwerke im Quartier aktivieren: eine zentrale Ressource für die Handlungs- und Reaktionsfähigkeit in der Krise 46

6. RESILIENTE QUARTIERE: WAS LERNEN WIR AUS DER CORONA-PANDEMIE? 50

LITERATURVERZEICHNIS 58

ABBILDUNGSVERZEICHNIS 61

ANHANG 63

Zusammenfassung

Ziel der Studie

Die Krisenerscheinungen der jüngeren Vergangenheit gingen an den fachlichen Debatten im Bereich der Stadtentwicklung nicht spurlos vorbei. Wieder stärker in den Fokus rückte die Frage: Wie können wir Städte und Quartiere gegenüber Krisen robuster und anpassungsfähiger machen? Aus der Resilienzforschung ist bekannt, dass es für die Entwicklung widerstandsfähiger Strukturen vor allem wichtig ist, sich mit erlebten Krisen und dem Umgang mit diesen reflexiv auseinanderzusetzen. Krisensituationen legen typischerweise vorhandene Schwachstellen in bestehenden Strukturen offen. Sie beinhalten somit die Chance für Verbesserungen und Innovationen.

Eine Röntgenaufnahme von der Verfasstheit sämtlicher gesellschaftlicher Systeme lieferte uns auch die Corona-Krise. Im Bereich der Stadtentwicklung eröffnete sie mehr denn je einen Tiefblick darauf, woran es in Quartieren mangelt, was sie krisenanfällig macht und wo drängende Probleme bestehen. Umgekehrt erlaubte sie aber auch einen Tiefblick darauf, was Quartiere widerstandsfähig macht, welche Strukturen im Krisenfall stabilisierend wirken und wo Innovationspotenziale liegen. Es sind allesamt Einsichten, die für die Entwicklung resilienter städtischer Strukturen von eminentem Wert sind.

Die vorliegende Studie setzt genau hier an. Sie befasst sich mit der Situation in benachteiligten Quartieren in der Zeit des ersten Lockdowns, die in besonderer Weise ein Stresstest für die Gesellschaft bedeutete. In den (fach-) öffentlichen Debatten zählten von Beginn an jene Quartiere wegen ihrer sozialstrukturellen und baulich-räumlichen Eigenschaften zu den Orten der besonderen Krisenbetroffenheit. Folgende Fragen stehen daher im Zentrum der Untersuchung: Welche sozialen Folgen ergaben sich aus der Lockdown-Situation für die Bewohnerinnen und Bewohner in benachteiligten Quartieren? Inwiefern konnten die vorhandenen Strukturen in entsprechenden Stadträumen die unerwünschten Auswirkungen der Krise abmildern? Was hat sich für die Krisenbewältigung vor Ort als förderlich bzw. als hinderlich erwiesen? Und: Welche Rolle kam speziell Akteuren der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit für die Resilienzbildung in dieser Krisenzeit zu? Basierend auf einer Spezifizierung jener Faktoren, die die Quartiere in dieser Zeit gestärkt oder eben verwundbar gemacht haben zielt die Studie darauf, Ansatzpunkte für eine resiliente Quartiersentwicklung abzuleiten.

Methodisches Vorgehen

Um tiefere Einblicke in die Situation in benachteiligten Quartieren während des ersten Corona-Lockdowns zu erlangen, erfolgte in der vorliegenden Studie eine qualitative Befragung von Akteuren aus dem Bereich der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit in zwei Berliner Quartieren. Die empirische Forschung fand in Stadtteilen statt, die aufgrund ihrer baulich-räumlichen und sozialstrukturellen Eigenschaften Fördergebiete des Bund-Länder-Programms Sozialer Zusammenhalt (vormals Programm Soziale Stadt) sind. Die Untersuchungsräume waren das Kosmosviertel, eine Großwohnsiedlung am südöstlichen Stadtrand und der Soldiner Kiez, ein innenstadtnahes Wohnquartier mit überwiegend gründerzeitlicher Bebauung. Die ausgewählten Untersuchungsräume repräsentieren damit unterschiedliche Quartierstypen, was eine differenziertere Betrachtung der Krisenfestigkeit benachteiligter Quartiere in der ersten Lockdown-Phase erlaubt. In beiden Untersuchungsräumen wurden gezielt unterschiedliche Einrichtungen aus dem Bereich der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit (mit Blick auf Aufgabensetzung und Zielgruppenausrichtung) für die Befragung ausgewählt, um ein breites Spektrum an Perspektiven einzufangen. Insgesamt wurden 19 Interviews geführt, 10 im Kosmosviertel und 9 im Soldiner Kiez.

Untersuchungsergebnisse und Schlussfolgerungen

Aufgrund der Überlagerung von sozialer Benachteiligung und ungünstigen baulich-räumlichen Gegebenheiten (vor allem beengte Wohnverhältnisse, niedriger Wohnstandard, defizitäre Freiraumversorgung) zeigten sich in den untersuchten Stadtteilen durch den Lockdown bedingte Problemlagen in verschärfter Weise. Die Untersuchungsergebnisse bekräftigen dabei Befunde anderer Studien zur Situation in benachteiligten Quartieren während dieser Phase der Pandemie. Darüber hinaus macht die empirische Forschung deutlich, dass trotz dieser Verwundbarkeit die Stadtteile durch die infrastrukturelle Ausstattung und die soziale Vernetzung (von Bewohnerinnen und Bewohnern untereinander sowie mit Stadteileinrichtungen) gleichzeitig über Ressourcen verfügten, die der Krisenbewältigung vor Ort dienten. Eine Ressource waren auch die Akteure in der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit. Der Lockdown traf die sozialen Einrichtungen in den Untersuchungsgebieten zwar völlig unvorbereitet und führte zu erheblichen Brüchen in den Arbeitsroutinen. Allerdings gelang es vielen, sich an die veränderten Rahmenbedingungen anzupassen und Unterstützungsangebote in den Nachbarschaften zu organisieren. Etablierte Kooperations- und Vernetzungsstrukturen in der Stadtteilarbeit erwiesen sich dabei als ein entscheidender Faktor, um sich rasch auf die neuen Umstände und Bedarfe einstellen zu können.

Aus den Untersuchungsergebnissen lassen sich für die Resilienzbildung im Quartier wichtige Rückschlüsse ziehen. Dabei rücken Handlungsfelder in den Fokus, die schon länger für eine zukunftsorientierte Quartiersentwicklung relevant sind. Durch die Brille der Resilienz gewinnen sie noch zusätzlich an Bedeutung. Zu den identifizierten Handlungsfeldern gehören:

- Soziale Benachteiligung abbauen, alltagsrelevante Einrichtungen krisenfester machen und Nachbarschaften stärken
- Auf adäquate Wohnraumversorgung und sichere Wohnverhältnisse hinwirken
- Qualifizierte wohnungsnahe Grünräume und Versorgungsangebote vorhalten
- Soziale Einrichtungen und Dienste als krisenrelevante Infrastrukturen stärken und ihre Reagibilität sicherstellen
- Digitalisierung in der Stadtteilarbeit vorantreiben und die Vorteile von Offline- und Online-Formaten synergetisch nutzen
- Vernetzung und Kooperation in der Stadtteilarbeit weiter stärken und eine zentrale koordinierende Instanz im Quartier etablieren
- Resilienzstrategien koproduktiv entwickeln und Potenziale der Quartiersebene nutzen

Das im Jahr 2021 verabschiedete Memorandum „Urbane Resilienz“ (BMI 2021) weist Quartiere als eine entscheidende stadtpolitische Handlungsebene für den Aufbau krisenfester Strukturen aus. Die Ergebnisse der vorliegenden Studie unterstreichen hierbei: Für den Aufbau urbaner Resilienz bieten Quartiere in der Tat viele Potenziale – mit ihren Gemeinbedarfseinrichtungen, nahräumlichen Versorgungs- und Erholungsstrukturen, Nachbarschaften oder Akteursallianzen. Jene Potenziale in Wert zu setzen, sollte Anliegen der integrierten Stadt- und Quartiersentwicklung sein. Dies erfordert (sozialräumliche) Benachteiligungen abzubauen, die Stadtteilarbeit entsprechend den neuen Anforderungen weiterzuentwickeln, soziale Netzwerke zu flechten und kooperative Steuerungsformen zu stärken. Die gemeinsame Anstrengung sollte sich darauf richten, das bestehende System Quartier so zu transformieren, dass es nicht nur gegenüber künftigen Akutkrisen (wie eine Pandemie) resilienter wird, sondern auch mit umfassenderen und langfristigeren Transformationsherausforderungen umgehen kann.

1. Krise als Chance für Entwicklung

In Krisenzeiten zu leben, scheint mittlerweile zum Dauerzustand geworden zu sein. Ob Finanzkrise, Eurokrise, Flüchtlingskrise, Corona-Krise, Klimakrise oder aktuell der Ukraine-Krieg und die Energiekrise: Seit längerem gewinnt man den Eindruck, dass Krisenlagen in immer kürzerer Taktung auftreten und in einer globalisierten Welt an Komplexität zunehmen. Ob heutzutage – wie es oft heißt – Krisen gehäufter vorkommen als früher, ist empirisch schwer zu beantworten (Ibert 2021: 99). Zu wissen ist aber: „Krisen sind nicht in der Welt, sondern eine Situation wird erst dadurch zur Krise, dass sie sprachlich und narrativ als solche gefasst wird" (Graf 2020: 19). Krisen sind entsprechend kein vorgängig existentes Phänomen, sie werden vielmehr durch gesellschaftliche Selbstwahrnehmungs- und Selbstbeschreibungsprozesse konstituiert – sind also immer ein Produkt sozialer Konstruktion (Steg 2020: 424). Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass Krisen gesellschaftlich als minder real erfahren werden. Im Gegenteil: Charakteristisch für Krisen ist, dass sie ein hohes Maß an Unsicherheit mit sich bringen; begleitet von dem Gefühl der Bedrohung, ist ihr Ausgang doch stets offen.

Die Krisenerscheinungen der jüngeren Vergangenheit gingen an den fachlichen Debatten im Bereich der Stadtentwicklung nicht spurlos vorbei. Wieder stärker in den Fokus rückte die Frage: Wie können wir unsere Städte und Gemeinden krisenfester gestalten? Besonders die Corona-Pandemie gab dieser Debatte erneuten Auftrieb, wie die vielen Beiträge rund um die Post-Corona-Stadt zeigen. Seither hat auch das Konzept der Resilienz in der Stadtentwicklung wieder Konjunktur (siehe z. B. Jakubowski 2020; Schneidewind et al. 2020; Siedentop & Zimmer-Hegmann 2020; ARL 2021; Just & Plößl 2021; Schnur 2021; SRL 2021, 2022, 2023; Weidner 2021). So wird darin ein erfolgversprechender Ansatz gesehen, besser mit krisenhaften Ereignissen oder Entwicklungen umzugehen. Inzwischen hat der Resilienzgedanke sogar in die Nationale Stadtentwicklungspolitik Einzug gefunden (dazu auch Kurth 2022). Im Mai 2021 wurde das Memorandum „Urbane Resilienz" (BMI 2021) verabschiedetet, das allgemeine Leitprinzipien für eine robuste, adaptive und zukunftsfähige Stadt ausweist. Auf Bundesebene liegt damit erstmals ein politik- und planungsrelevantes Rahmendokument vor, welches die Schaffung resilienter städtischer Strukturen explizit zum Ziel von Stadtentwicklung erklärt.

Um diesem Ziel näher zu kommen, braucht es neben allgemeinen Leitprinzipien aber auch empirische Analysen, die konkrete Erkenntnisse zu der Widerstandskraft urbaner Räume unter Krisenbedingungen liefern. Aus der Resilienzforschung ist bekannt, dass es für die Entwicklung resilienter Strukturen vor allem wichtig ist, sich mit erlebten Krisen und dem Umgang mit diesen reflexiv auseinanderzusetzen, um daraus zu lernen und den Status quo, der zu Verletzlichkeiten geführt hat, zu überwinden. Krisensituationen legen typischerweise vorhandene Schwachstellen in bestehenden Strukturen offen. Sie beinhalten somit die Chance „zur Veränderung zum Guten" (Brinks & Ibert 2020: 42), zum Verbessern oder gar zum Innovieren.

Eine „Röntgenaufnahme" (Schnur 2020: 5) von der Verfasstheit sämtlicher gesellschaftlicher Systeme lieferte uns auch die Corona-Krise. Im Bereich der Stadtentwicklung eröffnete sie mehr denn je einen Tiefblick darauf, woran es in Quartieren mangelt, was sie krisenanfällig macht und wo drängende Probleme bestehen. Umgekehrt erlaubte sie aber auch einen Tiefblick darauf, was Quartiere widerstandsfähig macht, welche Strukturen im Krisenfall stabilisierend wirken und wo Innovationspotenziale liegen. Es sind allesamt Einsichten, die für die Entwicklung resilienter städtischer Strukturen von eminentem Wert sind.

Diese Einsichten sind umso erkenntnisreicher, wenn sich der „Röntgenblick" auf Räume richtet, die von den Krisenerscheinungen in besonderem Maße betroffen sind. Krisen

wirken sich nicht gleichmäßig im Raum aus, sondern entfalten in ihrem Verlauf ein mehr oder weniger komplexes, sich dynamisch veränderndes Geflecht von Orten der besonderen Krisenbetroffenheit – sie haben also ihre „eigene, spezifische Topologie" (Brinks & Ibert 2020: 51). Für die Corona-Krise gilt dies gleichermaßen. Der Eintritt einer Pandemie-Situation und die damit begründeten Maßnahmen zur Eindämmung des Infektionsgeschehens veränderten den Alltag hierzulande grundlegend. Insbesondere der erlassene Lockdown im März 2020 führte zu Einschränkungen im öffentlichen Leben in einem bisher nicht gekannten Ausmaß – mit weitreichenden sozialen und wirtschaftlichen Folgen. Trotz der Vielschichtigkeit individueller Betroffenheit waren diese Veränderungen gerade für Haushalte sozial folgenreich, deren Lebenssituation schon vor der Krise durch verschiedene Formen der Benachteiligung (etwa hinsichtlich Einkommen, Bildung, Wohnverhältnisse) gekennzeichnet war. In den (fach-)öffentlichen Debatten zählten deshalb von Beginn an sogenannte benachteiligte Quartiere wegen ihrer sozialstrukturellen und baulich-räumlichen Eigenschaften zu jenen Orten der besonderen Krisenbetroffenheit (siehe z. B. Adam & Klemme 2020: 11; empirica 2020: 1; Franke & Böhme 2020: 14; Buchholz et al. 2021: 32; Oßenbrügge 2021: 63). Somit verspricht im Fall der Corona-Krise gerade eine Auseinandersetzung mit entsprechenden Quartieren konkrete Erkenntnisse, die für die Bildung urbaner Resilienz relevant sind.

Ziel und Aufbau der Studie

Die vorliegende Studie setzt genau hier an. Sie befasst sich mit der Situation in benachteiligten Quartieren während der Corona-Krise. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht die Phase des ersten Lockdowns im Frühjahr 2020, die in besonderer Weise ein Stresstest für die Gesellschaft bedeutete, war sie doch eine Ausnahmesituation, die in dieser Form niemand kannte und auf die kaum jemand vorbereitet war (Nassehi 2020). Mit Blick auf diese veränderten Rahmenbedingungen geht die Untersuchung folgenden Fragen nach:

(1) Welche sozialen Folgen ergaben sich aus der Lockdown-Situation für die Bewohnerinnen und Bewohner in benachteiligten Quartieren?
(2) Inwiefern konnten die vorhandenen Strukturen in entsprechenden Stadträumen die unerwünschten Auswirkungen der Krise abmildern?
(3) Was hat sich für die Krisenbewältigung vor Ort als förderlich bzw. als hinderlich erwiesen?

Die Studie fasst hierbei besonders ins Auge, welche Rolle Akteuren der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit in dieser Krisenzeit zukam. Gerade in benachteiligten Quartieren nehmen sie wichtige soziale Aufgaben wahr (siehe z. B. BBSR 2020; vhw 2021). Mit dem Einsetzen des Lockdowns waren sie jedoch gezwungen, Einrichtungen zu schließen und Angebote zurückzufahren. Inwiefern war es den Akteuren trotzdem möglich, auch unter den veränderten Rahmenbedingungen in den Stadtteilen aktiv zu sein und die Menschen vor Ort zu unterstützen? Überhaupt: Welchen Stellenwert haben sie für die Resilienzbildung im Quartier?

Das Memorandum „Urbane Resilienz" weist Quartiere als eine entscheidende Handlungsebene für den Aufbau krisenfester Strukturen aus (BMI 2021: 4, 6 f.). Der in dieser Studie unternommene Tiefblick auf die Situation in benachteiligten Quartieren während des ersten Corona-Lockdowns hat entsprechend zum Ziel, Ansatzpunkte für eine resiliente Quartiersentwicklung abzuleiten, basierend auf einer Spezifizierung jener Faktoren, die die Quartiere in dieser Zeit gestärkt oder eben verwundbar gemacht haben. Die Untersuchung folgt dabei einem qualitativen Forschungsansatz: Im Zentrum stehen die Perspektiven der in den Quartieren tätigen Akteure im Feld der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit, ihre Wahrnehmungen und Interpretationen des Vor-Ort-Geschehens.

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in sechs Kapitel. Zunächst findet eine Auseinandersetzung mit dem Konzept der Resilienz im Kontext der Stadtentwicklung statt, um auf Grundlage dieser theoretischen Überlegungen die Widerstandskraft städtischer Strukturen fundiert erfassen und bewerten zu können (Kapitel 2). Nach der Vorstellung der methodischen Vorgehensweise und der Untersuchungsräume (Kapitel 3) erfolgt in den beiden darauffolgenden Kapiteln die Darstellung der empirischen Ergebnisse. Beleuchtet werden zunächst die sozialen Folgen, die sich aus der Lockdown-Situation für die Bewohnerinnen und Bewohner in den untersuchten Stadträumen ergaben. Im Fokus steht hierbei auch, inwiefern bestehende Strukturen in den entsprechenden Quartieren die negativen Auswirkungen abmildern konnten (Kapitel 4). Anschließend rücken die Akteure der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit in den Mittelpunkt der Betrachtung. Dargestellt wird, welche Herausforderungen in der Stadtteilarbeit durch die Lockdown-Situation entstanden, wie reaktions- und anpassungsfähig die Akteure waren und auf welche Weise sie zur Krisenbewältigung vor Ort beitrugen (Kapitel 5). Insgesamt verweisen die Analysen in beiden Ergebniskapiteln auf Stärken und Schwächen in den Quartiersstrukturen, auf deren Grundlage eine abschließende Bewertung vorgenommen und Ansatzpunkte für die Resilienzbildung im Quartier abgeleitet werden (Kapitel 6).

2. Das Konzept der Resilienz – oder: die Fähigkeit, mit Krisen umzugehen

Beim Thema Resilienz betritt man kein wissenschaftliches Neuland. Im Gegenteil: Der Begriff hat in einzelnen Fachdisziplinen bereits eine lange Historie – etwa in der Psychologie (Werner et al. 1971) oder der Ökologie (Holling 1973) – und ist mittlerweile in vielen Wissenschaftszweigen verbreitet (dazu genauer z. B. Schulwitz 2022). Auf die Frage, was unter Resilienz konkret zu verstehen ist, erhält man in der einschlägigen Forschungsliteratur allerdings keine einheitliche Antwort. Hingegen ist der Begriff Gegenstand „vielstimmiger Diskussionen" (Kuhlicke 2018: 361), die mit einer Fülle von Definitionen und konzeptionellen Zugängen einhergehen – wobei je nach Forschungsrichtung und disziplinärem Kontext unterschiedliche inhaltliche Akzentuierungen und Schwerpunktsetzungen erfolgen (dazu genauer z. B. Christmann et al. 2016: 13 ff.). Trotz der verschiedenen Begriffskonzeptionen ließe sich Schulwitz (2022: 5) zufolge eine Art konsensuales Grundverständnis von Resilienz in der Wissenschaft ausmachen. Im Kern ginge es stets um die Fähigkeit, mit Veränderungen umzugehen. Gemeint sind in aller Regel durch Krisen oder Katastrophen hervorgerufene Umbrüche. Resilienzdenken, so Christmann et al. (2016: 8), ziele entsprechend darauf, gefährdende Ereignisse abzuwenden oder bei deren Eintreten ihre Folgen zu lindern. Die verschiedenen disziplinären Zugänge teilen dabei ein relationales Verständnis von Resilienz, das Kuhlicke (2018: 363) wie folgt beschreibt: Ein System (z. B. Ökosystem), Objekt (z. B. kritische Infrastruktur) oder Subjekt (z. B. Jugendliche) wird in Bezug zu einem bestimmten (bedrohlichen) Prozess oder Ereignis gesetzt. Damit verbunden ist dann die Frage, wie resilient das System, Objekt oder Subjekt gegenüber diesem Prozess oder Ereignis ist.

Von der sozialwissenschaftlichen Raumforschung wurde das Konzept der Resilienz in den 2000er-Jahren aufgegriffen und besonders auf Städte bzw. Stadtregionen übertragen – ausgehend von der Beobachtung, dass Agglomerationsräume durch eine Häufung von Krisen zunehmenden Bedrohungen ausgesetzt seien und sich gleichzeitig in diesen verschiedene Vulnerabilitäten moderner Gesellschaften bündelten. So seien urbane Räume aufgrund ihrer Dichte, d. h. aufgrund einer großen Zahl von Menschen auf relativ kleinem Raum, aufgrund einer Vielzahl von komplex verzahnten Infrastrukturen, aufgrund ihrer Abhängigkeit von fragilen technischen, wirtschaftlichen, politischen sowie sozialen Prozessen und aufgrund einer grundsätzlichen Ausgesetztheit gegenüber Naturereignissen oder anderen Gefährdungen potenziell in verschiedenster Hinsicht vulnerabel (Christmann et al. 2018: 184). Der Diskurs über urbane Resilienz entfaltete sich dabei zunächst im englischsprachigen Raum. Ab dem Jahr 2010 entwickelte sich auch in Deutschland eine rege Debatte zu dieser Thematik, vorangetrieben durch verschiedene Einzelveröffentlichungen (z. B. Bürkner 2010; Kegler 2014; Christmann et al. 2016; Fekkak et al. 2016; BBSR 2018) und Themenhefte (z. B. „Raumforschung und Raumordnung" Ausgabe 4/2012; „Informationen zur Raumentwicklung" Ausgabe 4/2014; „Difu-Impulse" Band 4/2013).

Mittlerweile liegt ein reichhaltiger Fundus an wissenschaftlicher Literatur zur resilienten Stadt vor. Wie Kuhlicke (2018: 362 ff.) in seinem Überblick über die fachlichen Diskussionen festhält, finde sich hier zwar so mancher Beitrag, in dem Resilienz eher als Buzzword fungiere und allenfalls ein lockerer Bezug zum Konzept in den inhaltlichen Ausführungen hergestellt werde. Daneben gebe es aber viele Beiträge, die eine intensivere Befassung mit dem Konzept der Resilienz unternähmen, nach Verbindungen zwischen Themen der Stadtentwicklung und der Resilienzdebatte suchten oder das Konzept kritisch hinterfragten und dabei auf Fallstricke und Simplifizierungen in den fachlichen Debatten aufmerksam machten. Bemerkenswert sei, dass bisher der Kreis an Beiträgen, der sich dezidiert auch empirisch (etwa in Fallstudien) mit

der Widerstandskraft urbaner Räume befasse und dazu etwa Strukturen, (institutionelle) Prozesse oder Akteure analysiere, bisher relativ klein sei. Nummerisch größer falle dagegen die Anzahl der Beiträge aus, die eher im Konzeptionellen verblieben, dabei Resilienz als eine (alternative) Möglichkeit der Gestaltung urbaner Zukünfte positionierten und auf einer eher beschreibenden Ebene allgemeine Prinzipien einer resilienten städtischen Entwicklung aufzeigten.

Robustheit und Anpassungsfähigkeit: die Kerndimensionen von Resilienz

Was aber heißt nun Resilienz im Kontext von Stadt? In der Forschungsliteratur zirkulieren vielfältige Definitionen von urbaner Resilienz, im Mittelpunkt stehen jedoch meist zwei Bedeutungsdimensionen: die Robustheit und Anpassungsfähigkeit städtischer Räume gegenüber Krisenereignissen. Auch die BBSR-Studie „Stresstest Stadt" (2018: 15 f.), die u. a. zur Aufgabe hat, ein praxistaugliches Resilienzverständnis für die Stadtentwicklung zu erarbeiten, bezieht sich auf diese beiden Dimensionen. Danach umschreibt **Robustheit** die Fähigkeit einer Stadt, schleichende oder plötzlich auftretende Veränderungen abprallen zu lassen bzw. zu absorbieren und möglichst unbeschadet weiter zu existieren. Es geht also um die Beharrungskraft bestehender Strukturen, ihr Potenzial, negative Störeinflüsse zu widerstehen und sich von diesen erholen zu können. **Anpassungsfähigkeit** meint die Fähigkeit einer Stadt, auf schleichende oder plötzlich auftretende Veränderungen flexibel reagieren und sich an sich wandelnde Bedingungen anpassen zu können, um negative Folgewirkungen zu begrenzen und das Fortbestehen zu sichern. Es geht also um die Reaktions- und Veränderungsfähigkeit von Städten, ihr Potenzial, sich bei Störeinflüssen so zu reorganisieren und weiterzuentwickeln, dass ihre Funktionsfähigkeit unter den veränderten Rahmenbedingungen erhalten bleibt. Dabei sollte auch eine Schnelligkeit in der Anpassungsfähigkeit gegeben sein.

Der Begriff der Resilienz changiert somit zwischen Stabilisierung und Transformation – ein Spannungsverhältnis, das Widersprüchlichkeiten in sich bergen kann (dazu genauer z. B. Kuhlicke 2018: 366). Beide Dimensionen zielen aber auf die Selbsterhaltung des Systems Stadt im Krisenfall, auf die Aufrechterhaltung grundlegender Strukturen und Funktionen unter veränderten Rahmenbedingungen (ebd.: 14). Das Prinzip der Resilienz beinhaltet darüber hinaus zwei weitere entscheidende Aspekte: Vorsorge und Lernfähigkeit (BBSR 2018: 14). Vorsorge meint das Vorbereitetsein (*Preparedness*) auf den Eintritt unerwünschter Ereignisse, etwa mithilfe von Vulnerabilitätsanalysen und vorbeugenden Maßnahmen zum Abbau von Verwundbarkeiten. Lernfähigkeit steht für die Bereitschaft, aus Krisen Lehren zu ziehen und Strukturen entsprechend anzupassen und zukunftsfähig zu gestalten, um langfristig nachteilige Effekte zu reduzieren. Gerade dieser Aspekt verdeutlicht, dass es nach einer Störung nicht lediglich darum gehen sollte, den Ausgangszustand wiederherzustellen, läuft man doch damit Gefahr, genau jene vulnerablen Strukturen zu reproduzieren, die zur Störung geführt haben (Blaikie et al. 1994; Christmann et al. 2016: 31). Die Mehrdimensionalität

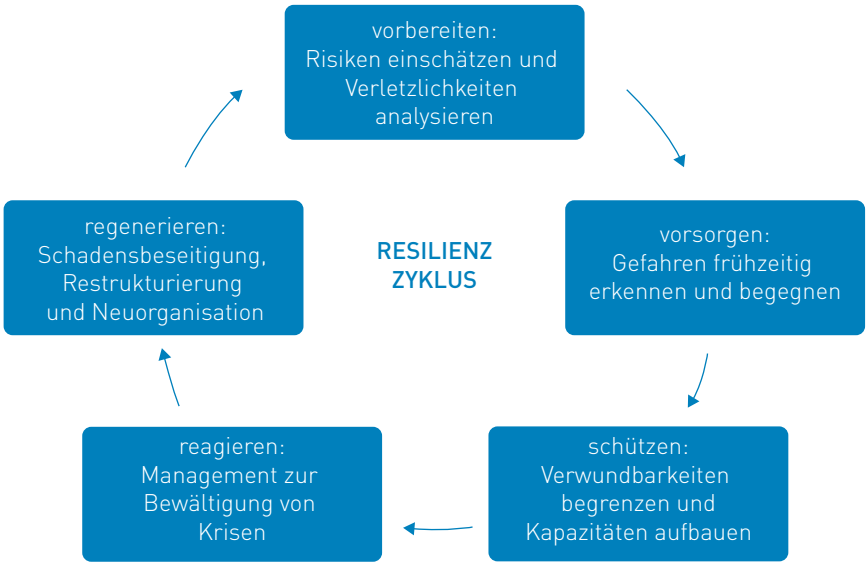

Abbildung 1: Der Resilienzzyklus (Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage von Jakubowski 2013; BBSR 2018)

des Begriffs verweist schließlich darauf, dass Resilienz „ein kontinuierlicher Prozess [ist], der auf die Verringerung von Risiken und Schäden abzielt" (Baumgart et al. 2022: 18). Anschaulich macht dies der sogenannte „Resilienzzyklus" (Jakubowski 2013: 376), welcher die einzelnen Begriffsfacetten in eine Abfolge bringt (siehe Abbildung 1).

Urbane Resilienz: eine Frage des strukturellen und konnektiven Potenzials

Die in der Literatur diskutierten Gefährdungen, denen urbane Räume ausgesetzt sein können, sind vielzählig (einen Überblick bietet z. B. Christmann et al. 2016: 28 f.). Im Fokus stehen schockartige Ereignisse oder schleichende Veränderungen in den Bereichen Natur (z. B. Naturkatastrophen, Klimawandel), Wirtschaft (z. B. ökonomischer Strukturwandel, Finanzkrisen), Demografie (z. B. Überalterung), Sicherheit (z. B. Terroranschläge, Cyberattacken) oder Soziales (z. B. zunehmende gesellschaftliche Spaltungsprozesse, Individualisierung). Auch das Szenario „Pandemie" findet Erwähnung, verstärkt aber erst seit der Corona-Krise.

Wie resilient Städte gegenüber solchen Ereignissen sind, ist dabei von dem Zusammenspiel vielzähliger Faktoren abhängig. In der Literatur wird die Robustheit und Anpassungsfähigkeit urbaner Räume etwa in Zusammenhang gestellt mit der baulich-räumlichen Struktur, der Wirtschaftsstruktur, der Bevölkerungsstruktur, der Infrastrukturausstattung, der Handlungskapazität lokaler Institutionen und Akteure, den lokalen Steuerungs- und Kooperationsformen oder mit nahräumlichen sozialen Netzwerken (siehe z. B. BBSR 2018: 16 f.; Baumgart et al. 2022: 19; Schnur 2013: 342 ff.). Mit Schnur (2013: 341 ff.) gesprochen, ist die Resilienz urbaner Räume gegenüber Krisenereignissen also grundsätzlich abhängig von ihrem strukturellen und konnektiven Potenzial (siehe Abbildung 2). Hierbei ist in Betracht zu ziehen, dass je nach Krisenszenario die Resilienz eines urbanen Settings variieren kann. Anders gesagt: Die Resilienz städtischer Räume kann immer nur in Bezug zu einer bestimmten Gefährdung bewertet werden. In der Literatur findet sich daher die Formel: „resilience of what to what" (Carpenter et al. 2001: 767).

Diese Formel gilt genauso in puncto Resilienzbildung. Will man urbane Räume krisenfester gestalten, ist zunächst zu klären, bezüglich welcher Gefährdung dies geschehen soll. Gleichwohl wird in der fachlichen Debatte die Frage gestellt, was grundsätzlich essenzielle Eigenschaften sind, die urbane Systeme krisenfester machen können. Die Liste der spezifizierten Merkmale ist lang (einen Überblick bieten z. B. Fekkak et al. 2016: 11 ff.; Kuhlicke 2018: 367 f.). Für viele Autorinnen und Autoren sind aber Eigenschaften wie Redundanz, Diversität, Dezentralität, Kooperationsfähigkeit, Flexibilität oder Innovationsfähigkeit wesentlich für die Resilienzförderung (Christmann et al. 2018: 188) (siehe Abbildung 3). Ein klares Handlungsrepertoire für die planerische Praxis zur Umsetzung urbaner Resilienz ergibt sich aus solchen

Dimension	Zentrale Einflussfaktoren
Strukturelles Potenzial	Baulich-räumliche Struktur (Art der Bebauung, Wohnungsbestand, Freiflächenversorgung etc.)
	Wirtschaftsstruktur (Branchenstruktur, Arbeitsmarktstruktur etc.)
	Bevölkerungsstruktur (soziodemographisch, sozioökonomisch etc.)
	Infrastrukturausstattung (in den Bereichen Soziales, Gesundheit, Versorgung etc.)
Konnektives Potenzial	Handlungskapazität lokaler Institutionen und Akteure (Personelle und finanzielle Ressourcen, Handlungskonzepte zur Prävention etc.)
	Lokale Steuerungs- und Kooperationsformen (Kooperative Governance-Modi, vertikale und horizontale Vernetzung etc.)
	Soziale Netzwerke (Sozialkapital von Nachbarschaften etc.)

Abbildung 2: Strukturelles und konnektives Potenzial urbaner Räume: zentrale Einflussfaktoren (Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage von Schnur 2013)

Merkmal	Erläuterung
Redundanz	Vorhandensein mehrerer gleichwertiger Ressourcen, die im Bedarfsfall als Reservesystem bzw. Back-up einsetzbar sind und ausgefallene Elemente ersetzen können
Diversität	Diversifizierte statt monostrukturierter Systeme (z. B. vielfältige Wirtschaftsstruktur), um weniger anfällig bei Ausfall einzelner Teilbereiche zu sein
Dezentralität	Ausbalancierte Verteilung von Dienstleistungen, Infrastrukturen oder Ressourcen im Raum, um z. B. Versorgungssicherheit zu gewährleisten
Kooperationsfähigkeit	Fähigkeit von Personen und Institutionen, zweckgerichtet zusammenzuwirken und sich arbeitsteilig zu organisieren
Flexibilität	Fähigkeit von Personen und Institutionen, sich auf wandelnde Bedingungen und veränderte Anforderungen einstellen zu können
Innovationsfähigkeit	Fähigkeit von Personen und Institutionen, neue Lösungen für Herausforderungen zu finden und bestehende Systeme zu transformieren
Zukunftsorientiertes Denken	Integration von Informationen über zukünftige Entwicklungen (z. B. Klimawandel, Bevölkerungsentwicklung) in Planungs- und Entscheidungsabläufe

Abbildung 3: Ausgewählte resilienzbildende Merkmale (Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage von Christmann et al. 2016; Fekkak et al. 2016; Kuhlicke 2018)

eher allgemein gehaltenen Merkmalen zwar weniger. Sie können jedoch als „Denkfigur" (Jakubowski 2013) dienen, wenn es darum gehen soll, städtische Strukturen mit Blick auf bestimmte Gefährdungen resilienter zu machen. Grundsätzlich wird Resilienzbildung als zukunftsbezogener Gestaltungsansatz für die Stadtentwicklung betrachtet, der es ermöglicht, urbane Räume krisensicherer zu machen und erforderliche Transformationsprozesse proaktiv anzugehen.

Schlussfolgerungen für die Studie

Festzuhalten ist: Das Konzept der Resilienz rückt die Krisenfestigkeit urbaner Räume in den Mittelpunkt der Betrachtung. Es nimmt dabei eine diagnostische Perspektive ein, indem es die Frage stellt, inwiefern diese in der Lage sind, die unerwünschten Auswirkungen von Krisenereignissen abzumildern. Hierbei kommt es vor allem – entsprechend den beiden Kerndimensionen von Resilienz – auf ihre Robustheit und Anpassungsfähigkeit an. Wie robust und anpassungsfähig städtische Strukturen in Bezug auf ein bestimmtes Krisenereignis sind, ist abhängig von ihrem strukturellen und konnektiven Potenzial. Dieses Potenzial ergibt sich wiederum aus den spezifischen Gegebenheiten vor Ort. Baulich-räumliche Eigenschaften, sozialstrukturelle Merkmale, Governance-Strukturen, soziale Netzwerke, die Handlungs- und Reaktionsfähigkeit lokaler Akteure und andere Faktoren spielen hier hinein. Auf der Hand liegt: Je nachdem, wie sich das strukturelle und konvektive Potenzial darstellt, können urbane Räume mehr oder weniger resilient gegenüber Krisenereignissen sein. Die vorliegende Studie fragt nach der Resilienz benachteiligter Quartiere bezogen auf die Corona-Krise. Um dies genauer auszuloten, gilt es also, entsprechende Aspekte analytisch in den Blick zu nehmen und zu beleuchten, wie sie auf die Robustheit und Anpassungsfähigkeit Einfluss nehmen. Mit diesem diagnostischen Blick auf die Vor-Ort-Gegebenheiten lassen sich Stärken bzw. Schwachstellen in den Strukturen der Quartiere identifizieren und schließlich Ansatzpunkte für die Resilienzbildung ableiten.

3. Methodisches Vorgehen und Untersuchungsräume

Um tiefere Einblicke in die Situation in benachteiligten Quartieren während des ersten Corona-Lockdowns zu erlangen, erfolgte in der vorliegenden Studie eine qualitative Befragung von Akteuren aus dem Bereich der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit in zwei Berliner Quartieren. Die empirische Forschung fand in Stadtteilen statt, die aufgrund ihrer baulich-räumlichen und sozialstrukturellen Eigenschaften Fördergebiete des Bund-Länder-Programms Sozialer Zusammenhalt (vormals Programm Soziale Stadt) sind. Die Untersuchungsräume waren das Kosmosviertel, eine Großwohnsiedlung am südöstlichen Stadtrand, und der Soldiner Kiez, ein innenstadtnahes, einfaches Wohnquartier mit überwiegend gründerzeitlicher Bebauung. Die ausgewählten Untersuchungsräume repräsentieren damit unterschiedliche Quartierstypen, was eine differenziertere Betrachtung der Krisenfestigkeit benachteiligter Quartiere in der ersten Lockdown-Phase erlaubt. Das folgende Kapitel erläutert das methodische Vorgehen genauer und gibt einen Überblick über die beiden Untersuchungsräume.

Datenerhebung und -auswertung

Zur Beantwortung der aufgestellten Forschungsfragen wurden leitfadengestützte Interviews mit Personen geführt, die in den untersuchten Quartieren in sozialen Einrichtungen oder Diensten tätig sind. Durch ihre Arbeit in den Quartieren und ihren Zugang zu unterschiedlichen sozialen Gruppen, auch in der Zeit des ersten Lockdowns, waren sie im untersuchten Feld ein zentraler Personenkreis, der detaillierte Auskünfte über den Pandemiealltag vor Ort geben konnte. Die Gespräche sollten dabei vor allem zu folgenden drei Aspekten Informationen liefern: (1) zu den veränderten Lebensumständen von Personengruppen, die in den jeweiligen Quartieren in besonderer Weise von den Infektionsschutzmaßnahmen betroffen waren, (2) zu förderlichen bzw. hinderlichen Faktoren bei der Krisenbewältigung vor Ort, sowie (3) zu den in den Einrichtungen vollzogenen Anpassungen zur Weiterführung der eigenen Arbeit unter den veränderten Bedingungen und deren Unterstützungsaktivitäten in den Nachbarschaften.

Zur Vorbereitung der empirischen Erhebung wurden zunächst relevante Dokumente ausgewertet, darunter die für die Quartiere vorliegenden Integrierten Handlungs- und Entwicklungskonzepte, sowie sondierende Gespräche mit den jeweiligen Quartiersmanagements geführt. Über die Untersuchungsräume konnten so diverse Informationen, etwa zum Stand der Gebietsentwicklung oder zur lokalen Akteurslandschaft, in Erfahrung gebracht werden. Zudem ließen sich aus den Sondierungsgesprächen bereits erste Erkenntnisse zu den Auswirkungen der Corona-Krise in den betreffenden Quartieren gewinnen. Zur Erschließung der Untersuchungsräume wurden weiterhin Quartiersbegehungen durchgeführt. Sie dienten dazu, ein detailliertes Bild von den Gegebenheiten vor Ort zu erhalten, insbesondere auch von der baulich-räumlichen Situation.

In beiden Untersuchungsräumen wurden gezielt unterschiedliche Einrichtungen aus dem Bereich der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit (mit Blick auf Aufgabensetzung und Zielgruppenausrichtung) für die Befragung ausgewählt, um ein breites Spektrum an Perspektiven einzufangen. Insgesamt wurden 19 Interviews geführt, 10 im Kosmosviertel und 9 im Soldiner Kiez (siehe Anhang 1). Bei einzelnen Gesprächen waren von den befragten Einrichtungen zwei Personen vertreten. Teils fanden sich auch Akteure aus unterschiedlichen Einrichtungen zu einem gemeinsamen Interview zusammen. Die Gespräche dauerten zwischen 60 und 90 Minuten. Der Befragungszeitraum erstreckte sich von Juli 2020 bis Dezember 2020.

Untersuchungsraum Kosmosviertel

Abbildung 4: Quartiersmanagementgebiet Kosmosviertel (Quelle: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen Berlin)

Abbildung 5: Die im Kosmosviertel gelegene Gemeinschaftsunterkunft für Geflüchtete „Quitte" im Sommer 2020 (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 6: Im Zentrum des Kosmosviertels befinden sich neben einem Einkaufszentrum auch weitere Nahversorgungseinrichtungen und Gastronomieangebote (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 7: In Plattenbauweise errichtete Wohngebäude mit bis zu elf Geschossen prägen das Kosmosviertel (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 8: Eine Grünachse mit einzelnen Spiel- und Sportplätzen durchzieht das Quartier von Norden nach Süden (Foto: vhw e. V.)

Untersuchungsraum Soldiner Kiez

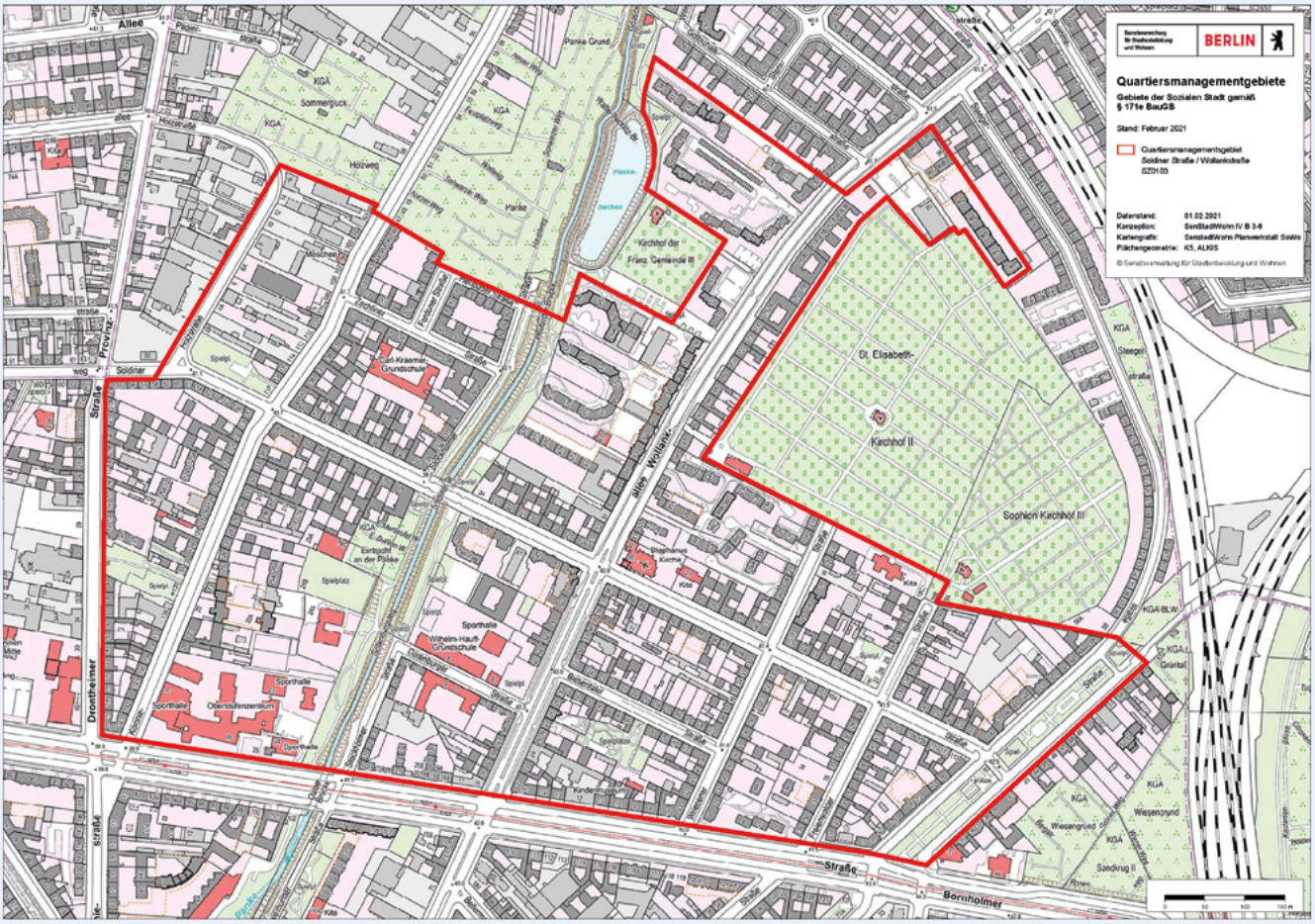

Abbildung 9: Untersuchungsgebiet Soldiner Kiez (Quelle: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen Berlin)

Abbildung 10: Charakteristisch für das innenstadtnahe Wohnquartier ist eine gründerzeitliche Bebauung (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 11: Die gründerzeitliche Blockrandbebauung ist durchsetzt mit Lückenschließungen der 1950er bis 1970er Jahre mit einfachem Wohnstandard (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 12: Im Soldiner Kiez sind die Versorgungsangebote für den täglichen Bedarf weit über das Quartier verteilt (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 13: Mit Ausnahme des Panke-Grünzugs befinden sich im Quartier eher kleinere Grün- und Freiflächen (Foto: vhw e. V.)

Die Gesprächsführung der prinzipiell offen gehaltenen Interviews orientierte sich an einem Leitfaden. Er umfasste unterschiedliche Themenkomplexe, die im Hinblick auf die Leitfragen der Studie als relevant erachtet wurden (siehe Anhang 2). Der Gesprächsleitfaden wurde im Verlauf der empirischen Erhebung stetig weiterentwickelt. Neue, thematisch relevante Aspekte wurden aufgenommen, während Fragen, die sich als weniger ergiebig erwiesen hatten, nicht weiter berücksichtigt wurden. Ungeachtet der thematischen Vorstrukturierung richtete sich der Verlauf der Gespräche nach den Erzählungen der Befragten. Hierbei wurde den Interviewten ebenfalls ausreichend Raum geboten, um eigene für relevant erachtete Themen einzubringen bzw. zu ergänzen.

Die Interviews wurden mit Zustimmung der Befragten aufgezeichnet und im Anschluss in Textform aufbereitet. Bei der Verschriftlichung der Mitschnitte wurde den inhaltlichen Äußerungen eine höhere Priorität eingeräumt als der wortwörtlichen Transkription. Die Analyse des empirischen Materials erfolgte nach den Prinzipien des thematischen Kodierens (Flick 2021). Mit Blick auf die leitenden Fragestellungen der Studie wurde aus den Interviewtranskripten heraus mittels offenen und selektiven Kodierens sukzessive ein Kategoriensystem entwickelt, das eine vertiefende und systematische Analyse des empirischen Datenmaterials erlaubte. Die Kodierung erfolgte hierbei mithilfe des Programms MaxQDA. Die Ergebnisse der Analyse sind in den Kapiteln 4 und 5 dargestellt. Dabei werden thematisch relevante Passagen aus den Transkripten zitiert, um die Interpretationen nachvollziehbar und überprüfbar zu machen. Alle Angaben wurden anonymisiert. Auf Grundlage der empirischen Erkenntnisse konnten schließlich verschiedene Ansatzpunkte für die Resilienzbildung im Quartier identifiziert werden.

Die Untersuchungsräume Kosmosviertel und Soldiner Kiez

Das Kosmosviertel befindet sich am südöstlichen Stadtrand von Berlin im Ortsteil Altglienicke des Bezirks Treptow-Köpenick. Die in der ehemaligen DDR entworfene und in den Jahren 1987 bis 1991 in Plattenbauweise erbaute Großwohnsiedlung wird durch drei-, fünf- und elfgeschossige Wohngebäude geprägt. In westlicher Richtung grenzt der Landschaftspark Rudow-Altglienicke sowie die Autobahn 113 an, ansonsten ist das Viertel größtenteils von Wohngebieten mit kleinteiliger Einfamilienhausbebauung umschlossen (siehe Abbilung 4). Im Integrierten Handlungs- und Entwicklungskonzept heißt es entsprechend: „Städtebaulich wie auch sozial hebt sich das Kosmosviertel von seinem Umfeld ab“ (Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin 2022: 2).

Die Plattenbaubestände werden durch die Stadt und Land Wohnbauten-Gesellschaft mbH, eine Wohnungsbaugesellschaft des Landes Berlin, und durch die Wohnungsgenossenschaft Altglienicke eG bewirtschaftet. Laut Mietspiegel 2021 weisen die Bestände einen niedrigen bis mittleren Wohnstandard auf (SenSBW 2021: 13). Von Norden nach Süden wird das Kosmosviertel von einem öffentlichen Grünzug durchzogen, der zudem mit einzelnen Spiel- und Sportplätzen ausgestattet ist. In den öffentlich zugänglichen Innenhöfen der Wohnungsbestände von Stadt und Land sind weitere Spielflächen vorzufinden. Ein Einkaufscenter und eine Ladenzeile mit verschiedenen Nahversorgungsbetrieben im Zentrum des Kosmosviertels versorgen die Bewohnerinnen und Bewohner mit Waren des täglichen Bedarfs. Ebenso sind dort medizinische Einrichtungen vorhanden. Im Bereich der Kleinkinderbetreuung verfügt das Kosmsosviertel über fünf Kindergärten, im Bereich der formellen Bildungseinrichtungen über eine Grundschule (Grundschule am Pegasuseck) und ein Gymnasium (Anne-Frank-Gymnasium). Darüber hinaus befinden sich im Gebiet verschiedene soziale Einrichtungen und Dienste, insbesondere aus dem Bereich der Kinder-, Jugend- und Familienarbeit (Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin 2022: 5 f.). Laut Integriertem Handlungs- und Entwicklungskonzept besteht im Viertel in verschiedener Hinsicht ein städtebaulicher Qualifizierungsbedarf. Die festgestellten Missstände beziehen sich vor allem auf die Grün- und Freiflächen im Quartier, auf Teile des Wohnungsbestands sowie auf den baulichen Zustand einzelner sozialer Einrichtungen (Quartiersmanagement Kosmosviertel 2019: 21 f., 30, 32; Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin 2022: 16 ff.).

Ende des Jahres 2020 lebten im Kosmosviertel rund 5.600 Menschen. Im berlinweiten Monitoring Soziale Stadtentwicklung wird dem Gebiet mit Blick auf verschiedene statistische Kennziffern ein niedriger sozialer Status zugewiesen (SenSBW 2022a: 38). Bewohnerinnen und Bewohner des Kosmosviertels sind überdurchschnittlich häufig von Arbeitslosigkeit betroffen und auf Transferleistungen angewiesen. Zudem waren Ende 2020 fast die Hälfte der Haushalte mit Kindern alleinerziehend. Jedes zweite Kind im Kosmosviertel ist von Armut betroffen. Insgesamt sind die Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers vergleichsweise jung: Jede fünfte Person ist jünger als 18 Jahre. Der Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund ist im berlinweiten Vergleich eher gering (siehe Abbildung 9). Seit 2015 ist das Kosmosviertel Fördergebiet des Programms Soziale Stadt bzw. Sozialer Zusammenhalt.

	Kosmosviertel	Soldiner Kiez	Berlin
Einwohnerzahl	5.660	26.381	3.769.962
Anteil Einwohner jünger 18 Jahre	20,4	19,8	16,1
Anteil Einwohner älter 65 Jahre	16,8	10,3	19,2
Anteil Einwohner mit Migrationshintergrund	18,6	63,7	35,7
Kinder- und Jugendliche mit Migrationshintergrund	30	84,5	52,1
Anteil Arbeitslose (SGB II)	10,3	11,4	5,3
Anteil Transferbezieher (SGB II und XII)	22,4	27,9	11,8
Kinderarmut*	54,3	62,9	26,9
Jugendarbeitslosigkeit	6,7	8	3,7
Anteil alleinerziehende Haushalte**	49,3	32,3	30,3
Altersarmut***	6,8	18,9	6,5
Anteil städtische Wohnungen	76,3	15,2	16,7
Wohnfläche in m² je Einwohner	31,4	29,4	38,5
Anteil einfache Wohnlage	33,9	99,8	32,1
Anteil Wohndauer über 5 Jahre	70,6	62,2	65,6

*Kinderarmut: Anteil der Kinder und Jugendlichen unter 15 Jahren in Bedarfsgemeinschaften nach SGB II an den unter 15-Jährigen

**Anteil von alleinerziehenden Haushalten mit Kindern unter 18 Jahren an allen Haushalten mit Kindern unter 18 Jahren

***Altersarmut: Anteil der Empfängerinnen und Empfänger von Grundsicherung nach SGB XII, Kap. 4 (außerhalb von Einrichtungen) über Regelaltersgrenze an allen Personen über Regelaltersgrenze in Prozent

Abbildung 14: Sozialstruktur der Untersuchungsgebiete, Stand 31.12.2020 (Quellen: Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (2021); SenSBW (2022b))

Im Gegensatz zum Kosmosviertel ist der Soldiner Kiez ein innenstadtnahes Wohnquartier (siehe Abbildung 10). Es liegt im Ortsteil Gesundbrunnen im Norden des Berliner Bezirks Mitte. Im Quartier findet sich überwiegend eine gründerzeitliche Bebauung, weiterhin gibt es vereinzelte Wohnungsbauten aus den 1960er bis 1980er Jahren, besonders im östlichen Teil des Gebietes. Noch vorhandene Baulücken werden zunehmend mit Wohnungsneubau geschlossen. Die Eigentümerstruktur im Kiez ist sehr heterogen, rund 2/3 der Wohneinheiten ist in privater Hand (Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße 2022: 9). Der Berliner Mietspiegel weist das gesamte Gebiet als einfache Wohnlage aus (SenSBW 2021: 13). Die Angebotsmieten im Quartier sind die geringsten im Bezirk Mitte, gleiches gilt für die Kaufkraft (Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße 2022: 9). Dennoch ist im Kiez ein zunehmender Gentrifizierungsdruck zu spüren. In den vergangenen Jahren ist das Mietniveau stetig angestiegen (ebd.). Auch deshalb sind weite Teile des Untersuchungsraums im November 2018 als soziales Erhaltungsgebiet deklariert worden (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2019: 6).

Ein klares Zentrum mit Nahversorgungsangeboten – wie im Kosmosviertel – ist im Soldiner Kiez nicht auszumachen. Vielmehr verteilen sich die Angebote über das gesamte Gebiet, häufig entlang der Hauptverkehrsachsen. Im Bereich der formellen Bildungseinrichtungen verfügt das Quartier über drei Grundschulen, eine freie Sekundarschule (in unmittelbarer Nähe zum Kiez) sowie das Oberstufenzentrum für Kommunikations-, Informations- und Medientechnik (Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße 2022: 21). Ebenso befinden sich mehr als 20 Kindergärten im Kiez (ebd.: 19). Im Quartier gibt es darüber hinaus viele sozialer Einrichtungen und Dienste, auch migrantische Vereine und Initiativen sind vor Ort aktiv. Eine zentrale Instanz im Kiez für Nachbarschafts- und Gemeinwesenarbeit ist die Fabrik Osloer Straße. Im Quartier befinden sich außerdem verschiedene Grün- und Freiflächen. Dazu zählen u. a. der Panke-Grünzug, die Grüntaler Promenade, der St. Elisabeth-Friedhof sowie diverse Spielplätze. Aufgrund der sehr dichten Bebauung ist der Anteil an Grün- und Freiflächen im Kiez jedoch vergleichsweise gering, zudem haben entsprechende Flächen sehr unterschiedliche Aufenthaltsqualitäten. Hinzu kommt, dass mehrere hoch frequentierte Verkehrsachsen den Untersu-

chungsraum durchziehen, woraus eine verminderte Luftqualität und hohe Lärmbelastung resultieren. Gerade in der Attraktivitätssteigerung der quartiersbezogenen öffentlichen Räume (speziell der Grün- und Freiflächen) sieht das Integrierten Handlungs- und Entwicklungskonzept einen dringenden städtebaulichen Handlungsbedarf (ebd.: 44 ff.).

Ende des Jahres 2020 wohnten im Untersuchungsgebiet[1] rund 26.400 Menschen. Im berlinweiten Monitoring Soziale Stadtentwicklung wird dem Gebiet – genauso wie dem Kosmosviertel – ein niedriger sozialer Status zugewiesen (SenSBW 2022a: 38). So sind auch die Bewohnerinnen und Bewohner des Soldiner Kiezes überdurchschnittlich häufig von Arbeitslosigkeit betroffen und auf Transferleistungen angewiesen. Im Integrierten Handlungs- und Entwicklungskonzept heißt es, dass das Quartier durch eine „[a]nhaltend hohe Armut und soziale Probleme" (Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße 2022: 13) geprägt sei. Wie auch im Kosmosviertel sind die Bewohnerinnen und Bewohner im Soldiner Kiez vergleichsweise jung. Hier haben jedoch zwei von drei Personen eine Migrationsgeschichte. Seit 1999 ist der Kiez Fördergebiet des Programms Soziale Stadt bzw. Sozialer Zusammenhalt.

1 Der Soldiner Kiez entspricht weitgehend den Planungsräumen (PLR) Drontheimer Straße, Koloniestraße und Soldiner Straße. Daher wird in der Darstellung der Sozialstruktur des Untersuchungsgebiets auf die einwohnergewichteten Sozialdaten der drei genannten Planungsräume verwiesen.

4. Ungleich betroffen: Soziale Auswirkungen des Lockdowns in benachteiligten Quartieren

Die Corona-Krise und speziell der erste Lockdown brachten für die Menschen hierzulande noch nie gekannte Herausforderungen mit sich. Die Folgen der Pandemie betrafen zwar alle, sie haben jedoch nicht alle in gleicher Weise getroffen. Nicht nur die Risiken für Infektion und schwere Krankheitsverläufe variierten mit physiologischen Merkmalen wie Alter oder Vorerkrankungen. Auch die Lasten, die Menschen infolge der Infektionsschutzmaßnahmen zu tragen hatten, wogen je nach persönlichen Lebens-, Wohn- und Arbeitsverhältnissen unterschiedlich schwer. Gerade hier bildeten sich in der Verwundbarkeit soziale Ungleichheiten ab. So waren die negativen Auswirkungen der erlassenen Infektionsschutzmaßnahmen besonders für jene Menschen sozial folgenreich, deren Lebenssituation bereits zuvor durch verschiedene Formen der Benachteiligung gekennzeichnet war (Deutscher Ethikrat 2022: 7). Dies verdeutlichen auch die Ergebnisse der vorliegenden Studie. In den untersuchten Stadträumen wohnen viele Haushalte, die bedingt durch ihre Lebens-, Wohn- und Arbeitsverhältnisse durch die Lockdown-Situation in besonderer Weise herausgefordert waren. Basierend auf den Erzählungen der befragten Stadtteilakteure beleuchtet das folgende Kapitel, wie sich die veränderten Rahmenbedingungen auf den Alltag der vor Ort lebenden Menschen ausgewirkt haben. Dabei liegt ein besonderes Augenmerk darauf, inwiefern die bestehenden Strukturen in den Quartieren die negativen Folgen der Lockdown-Situation abmildern konnten. Deutlich wird: Aufgrund der Überlagerung von sozialer Benachteiligung und ungünstigen baulich-räumlichen Gegebenheiten (vor allem beengte Wohnverhältnisse, niedriger Wohnstandard, defizitäre Freiraumversorgung) zeigten sich in den untersuchten Stadtteilen durch den Lockdown bedingte Problemlagen in verschärfter Weise. Die Untersuchungsergebnisse bekräftigen dabei Befunde anderer Studien zur Situation in benachteiligten Quartieren während dieser Phase der Pandemie (siehe z. B. Bartling & Czommer 2020; Buchholz et al. 2021; empirica 2020). Darüber hinaus macht die empirische Forschung deutlich, dass trotz dieser Verwundbarkeit die Stadtteile durch die infrastrukturelle Ausstattung und die soziale Vernetzung (von Bewohnerinnen und Bewohnern untereinander sowie mit Stadteileinrichtungen) gleichzeitig über Ressourcen verfügten, die der Krisenbewältigung vor Ort dienten.

4.1 Alle zuhause: Zwischen Überforderung und sozialer Isolation

In der Corona-Pandemie kam dem eigenen Zuhause im Lebensalltag plötzlich ein anderer Stellenwert zu. Verschiedene Aktivitäten, die sonst außer Haus stattfanden (wie etwa Arbeiten, Schule, Kinderbetreuung oder Hobbys), mussten zeitweise in die eigenen vier Wände verlagert werden. Vor allem im ersten Lockdown war die Wohnung jener Ort, an dem sich ein Großteil des Alltagsgeschehens abspielte und deutlich mehr Zeit als zuvor verbracht wurde. Für Familien etwa war sie alltäglicher Lebensraum, Klassenzimmer, Büro, Spielplatz und Rückzugbereich zugleich (Oßenbrügge 2021: 56). Unbestritten ist: Wie man diese neue Situation erlebte und damit umgehen konnte, war stark abhängig von den eigenen Lebens- und Wohnverhältnissen (siehe z. B. Adam & Klemme 2020: 11; Schneidewind et al. 2020: 5). Auch die befragten Stadtteilakteure im Kosmosviertel und im Soldiner Kiez berichten, dass die vor Ort lebenden Menschen das Zurückgeworfensein auf die eigenen vier Wände im ersten Lockdown unterschiedlich aufnahmen, für viele jedoch diese Phase aufgrund ihrer Lebensumstände und Wohnsituation sehr belastend war. Gerade für Familien und Alleinerziehende, Kinder und Jugendliche, aber auch für die älteren Menschen wären die veränderten Rahmenbedingungen sozial folgenreich gewesen. Dabei changierten die Lebensrealitäten zwischen häuslichem Stress und sozialer Isolation.

Schon zu Beginn der Pandemie zeichnete sich ab, dass Familien und speziell die Gruppe der Alleinerziehenden von den Corona-Einschränkungen besonders stark betroffen waren (siehe auch BiB 2021). Auf diesen Umstand machten auch die interviewten Stadtteilakteure zum damaligen Befragungszeitpunkt bereits aufmerksam. Familien in beiden Kiezen wären infolge der Lockdown-Situation mit einem neuen Alltag konfrontiert gewesen, der mit vielen *„Überforderungssituationen"* (Kita, KV[2]) einherging. Das Betreuen der Kinder zu Hause, teils parallel zur eigenen Berufstätigkeit, brachte einen Großteil der Haushalte an ihre Kapazitätsgrenzen. Bei vielen Familien in den betreffenden Quartieren sei noch erschwerend hinzugekommen, dass ihre Einkommenssituation oft unsicher gewesen sei und teils prekäre Arbeitsverhältnisse bestanden haben. Elternteile haben nicht selten mehrere Beschäftigungen ausüben müssen, um finanziell über die Runden zu kommen. Gerade sie seien wegen der zusätzlichen häuslichen Verpflichtungen stark unter Druck geraten, zumal – so der Hinweis einiger Akteure – die Menschen in den betreffenden Kiezen oft in Berufen arbeiteten, die nicht im Homeoffice ausgeführt werden konnten. Alleinerziehende hätten unter den veränderten Rahmenbedingungen noch stärker gelitten. Die zusätzlichen Betreuungsaufgaben, gepaart mit fehlender Entlastung und beruflichen Verpflichtungen haben für sie den ohnehin nicht leicht zu bewältigenden Alltag noch beschwerlicher gemacht. Besonders spürbar war dies im Kosmosviertel, das einen im städtischen Vergleich hohen Anteil an Alleinerziehenden aufweist (SenSBW 2022b)[3]. Der vor Ort tätige Infopoint Alleinerziehende berichtet von erheblichen Mehrbelastungen, denen sich die Betroffenen im ersten Lockdown ausgesetzt sahen, sodass es *„nur noch darum ging zu funktionieren und irgendwie durchzuhalten"* (Infopoint Alleinerziehende, KV).

Für die Kinder und Jugendlichen in den untersuchten Kiezen bedeutete der Lockdown ebenfalls ein Wegbrechen gewohnter Alltagsstrukturen – mit weitreichenden Folgen für das (psychische) Wohlergehen (siehe auch z. B. Ravens-Sieberer et al. 2021; Leopoldina 2021). Schule und Kita waren geschlossen, Freunde konnte man nicht mehr ohne weiteres treffen, Freizeitangebote fielen weg, Spielplätze waren nicht zugänglich, ein Großteil der Zeit musste gezwungenermaßen im häuslichen Kontext verbracht werden. Die Auswirkungen des Lockdowns auf die Kinder und Jugendlichen in den Quartieren beschreiben die Akteure wie folgt: mangelnde Kontakte, zu wenig Abwechslung, nicht ausreichend Bewegung, ungeregelter Tagesablauf, dafür lange Bildschirm- und Handyzeiten, veränderter Tag-Nacht-Rhythmus, ausgeprägte Motivationslosigkeit und spürbare elterliche Überlastung. Gerade jüngere Kinder hätten *„dieses Isoliert-Sein zuhause als ziemlich schrecklich empfunden"* (Grundschule, SK), sodass etliche *„mit den Nerven wirklich am Ende waren"* (Casa-Dar, SK).

All dies, so die befragten Vor-Ort-Akteure, hätte familiäre Stresslagen in den Kiezen verstärkt. Dabei machten sie teils eine besondere Betroffenheit ihrer Stadtteile aus, nicht nur wegen der Sozialstruktur, sondern auch wegen beengter Wohnverhältnisse, wie sie oft in Gebieten des Programms Sozialer Zusammenhalt vorzufinden wären (siehe auch empirica 2020: 6 f.; DIW 2015: 18 ff.). Gerade Familien in den Quartieren verfügten meist nicht über ausreichenden Wohnraum. Eine befragte Person erwähnt: *„Im Soldiner Kiez haben wir es oft mit größeren Familienzusammenhängen zu tun, oft drei, vier oder fünf Geschwister, also oft fünf, sechs oder sieben Familienangehörige auf 60 bis 70 m²"* (Soko 116, SK). Die unausweichliche Nähe, einhergehend mit fehlenden Rückzugsmöglichkeiten und teils hellhörigen Räumen, sorgten bei allgemeiner Überlastung mitunter für zusätzliche Spannungen und Konfliktsituationen – oder wie es eine Gesprächsperson formuliert: *„Da braucht man ja nicht viel Vorstellungskraft, dass es da schnell hochkochen kann, wenn alle zuhause sind und man sich das eine Zimmer, die eine Küche oder den einen Fernseher teilen muss"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK). Einige Stadtteilakteure schlossen daher zum damaligen Zeitpunkt nicht aus, dass es im Zuge dieser Ausnahmesituation zu einem Anstieg häuslicher Gewalt kommen könnte – eine Sorge, die von vielen im Verlauf der Pandemie geteilt wurde (siehe z. B. El-Mafaalani 2020; Jentsch & Schnock 2020).

Während im ersten Lockdown Haushalte mit Kindern und/oder Jugendlichen familiäre Stresslagen zu bewältigen hatten, lebten andere Menschen in den Kiezen zu dieser Zeit eher isoliert. Für sie bedeutete das Zuhausebleiben in erster Linie Einsamkeit. Wie eine bundesweite Befragung von Quartiersmanagements zeigt, wurde während der Pandemie in vielen Gebieten des Programms Sozialer Zusammenhalt eine Zunahme an sozialer Isolation in der Bewohnerschaft beobachtet (empirica 2020: 5; siehe auch empirica 2021). Auch befragte Stadtteilakteure aus dem

2 Im Folgenden werden bei den Angaben zur befragten Einrichtung die Untersuchungsgebiete Kosmosviertel mit KV und Soldiner Kiez mit SK abgekürzt.

3 Der Anteil der alleinerziehenden Haushalte mit Kindern unter 18 Jahren an allen Haushalten mit Kindern unter 18 Jahren lag im Kosmosviertel im Jahr 2014 bei 49,43 %, der Medianwert für das gesamte Stadtgebiet Berlins bei 30,34 % (SenSBW 2022b).

Abbildung 15: Spielplätze waren während des ersten Lockdowns gesperrt (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 16: Kinder und Jugendliche in den Untersuchungsgebieten konnten während des Lockdowns viele Freizeitangebote aufgrund der Einrichtungsschließungen nicht mehr wie gewohnt nutzen (Foto: vhw e. V.)

Kosmosviertel und dem Soldiner Kiez machen auf solche Entwicklungen aufmerksam und verweisen dabei besonders auf die Situation älterer Menschen in ihren Quartieren. Schon vor der Pandemie haben in dieser Gruppe Einsamkeitsgefühle eine Rolle gespielt, mit Corona wurde dies jedoch noch potenziert (siehe auch Huxhold & Tesch-Römer 2021). Als Teil der definierten Risikogruppen haben sich viele Ältere in ihrem Alltag vorsichtig verhalten und Kontakte im unmittelbaren Umfeld gemieden. Ohnehin seien quartiersbezogene Freizeitangebote und Treffpunkte für Seniorinnen und Senioren mit Inkrafttreten des Lockdowns weggefallen. Ein Großteil der Älteren sei daher in dieser Zeit sehr auf sich gestellt gewesen. Hinzu sei gekommen, dass nicht alle über soziale Netze vor Ort verfügten. Zudem haben Begleitdienste zu Beginn der Pandemie ihre Arbeit vorerst einstellen müssen. Die Mobilität von Älteren sei dadurch erheblich eingeschränkt gewesen, da einigen besonders in dieser Zeit das Zutrauen fehlte, allein das Haus zu verlassen. Die Lebensumstände älterer Menschen während des ersten Lockdowns bereiteten einigen Stadtteilakteuren zum damaligen Zeitpunkt bereits größere Sorge, schließlich haben Einsamkeit und fehlende körperliche Bewegung gerade bei dieser Gruppe *„sehr, sehr schnell massive Folgen“* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK). Wie mehrere Stadtteilakteure herausstellen, habe die Pandemiesituation nochmals dafür sensibilisiert, dass dem Thema Einsamkeit in der Quartiersarbeit eine größere Aufmerksamkeit zukommen sollte und ein stärkeres Engagement in diesem Handlungsfeld anzustreben sei. Das gesellschaftliche Phänomen wachsender Einsamkeit und Isolation beschränke sich dabei nicht nur auf ältere Personengruppen, sondern schließe – gerade in Gebieten des Programms Sozialer Zusammenhalt – zunehmend auch jüngere Menschen oder Personen in sozial schwierigen Lebensverhältnissen ein (siehe auch empirica 2021: S. 3 ff.).

Abbildung 17: Der Kiezklub als Treffpunkt für ältere Menschen im Kosmosviertel konnte während des Lockdowns nicht mehr besucht werden (Foto: vhw e. V.)

4.2 Neue Unsicherheiten: Zwischen gesundheitlichen und finanziellen Sorgen

Krisen bringen allgemein Ungewissheiten und Unsicherheiten mit sich. Sie stehen für Veränderungen oder Umbrüche, die bestehende Strukturen, Ordnungen und Routinen infrage stellen und als ungünstig oder bedrohlich empfundene Situationen hervorrufen. In der Alltagswahrnehmung sind Krisen meist begleitet von negativen Emotionen, von Ängsten, Stressempfinden und Verunsicherungen (Bosch 2015: 209 ff.). Nicht anders verhielt es sich bei der Corona-Krise. Eine bisher unbekannte Lungenkrankheit, zunächst registriert in einer chinesischen Stadt, entwickelte sich in kurzer Zeit zu einer weltweiten Pandemie, die auch hierzulande erhebliche Folgen für das wirtschaftliche und öffentliche Leben bedeutete – und schließlich in weiten Teilen der Bevölkerung Unsicherheitsgefühle auslöste (siehe z. B. BMAS 2020). Zu den Ungewissheiten über die neue Krankheit Covid-19 selbst mischten sich bei vielen Menschen noch weitere Unwägbarkeiten, vor allem hinsichtlich ihrer Einkommens- und Arbeitsplatzsicherheit. Deutlich zeigte sich dies auch im Kosmosviertel und im Soldiner Kiez, nicht zuletzt aufgrund der Lebenslage vieler Menschen in den Quartieren.

Wie einige Stadtteilakteure berichten, sorgte gerade in den ersten Wochen das neuartige Coronavirus für große Unsicherheit in ihren Kiezen. Es hätte in der Bewohnerschaft eine *„unheimliche Angst vor einer Infektion“* (Grundschule, SK) geherrscht. Die anfängliche Unklarheit über die Übertragungswege, Krankheitsschwere oder geeignete Schutzmaßnahmen trugen hierzu maßgeblich bei. Viele Haushalte haben daher zu Beginn der Pandemie ihre Kontakte stark reduziert und sich überwiegend zu Hause aufgehalten. Im weiteren Verlauf wären die Menschen vor Ort mit dem Risiko, sich zu infizieren und an Covid-19 zu erkranken, immer unterschiedlicher umgegangen. Eine interviewte Person beschreibt: *„Es war dann alles dabei: von ‚wir schotten uns ab‘ über ‚wir machen nur das, was erlaubt ist‘ bis hin zu ‚ist mir egal‘, das gab es alles“* (Familienzentrum, KV). Grundsätzlich nahmen die befragten Stadtteilakteure in ihren Kiezen einen *„sehr verantwortungsbewussten Umgang mit der Situation“* (Grundschule, SK) wahr. Die Verhaltensregeln zum Schutz vor dem Coronavirus seien von der Bewohnerschaft im ersten Lockdown *„schon überwiegend getragen worden“* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK), man hätte im öffentlichen Alltag *„Rücksicht aufeinander genommen“* (Quartiersmanagement, KV).

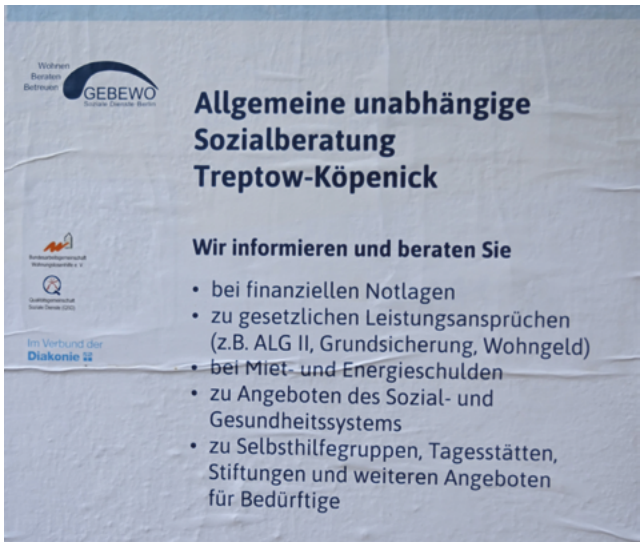

Abbildung 18: Während der Corona-Pandemie waren viele Menschen in den untersuchten Kiezen verstärkt auf Beratungs- und Unterstützungsleistungen angewiesen (Foto: vhw e. V.)

In beiden Kiezen blieb es aber nicht nur bei Sorgen vor Ansteckung und um die eigene Gesundheit. Aufgrund der sozialen Lage vieler Haushalte kamen oftmals noch finanzielle Unsicherheiten hinzu. Berichte und Stellungnahmen über die Auswirkungen der Pandemie auf die Wirtschaft und den Arbeitsmarkt verweisen darauf, dass Personen mit schlecht gesicherten Jobs und geringer Bezahlung durch die Krise besonders von Arbeitsplatzverlust und Einkommenseinbußen gefährdet waren (siehe z. B. BMAS 2020; Möhring et al. 2020; ver.di 2020). Auch Stadtteilakteure aus dem Kosmosviertel und dem Soldiner Kiez wiesen zum damaligen Befragungszeitpunkt auf diese Problematik hin. Nicht wenige Menschen in den Quartieren haben schon vor der Corona-Krise eine eher schwache Position auf dem Arbeitsmarkt gehabt. Prekäre Beschäftigungsverhältnisse, wenig Einkommen und eine geringe soziale Absicherung seien keine Seltenheit. Das Quartiersmanagement im Kosmosviertel erwähnt etwa: *„Es gibt hier einen hohen Anteil an Menschen, die relativ prekär aufgestellt sind. Die Arbeitslosigkeit ist gar nicht so extrem hoch; ausgeprägt ist wie gesagt vielmehr der Anteil der Prekären, also Menschen, die viel arbeiten, aber sehr schlecht verdienen“* (Quartiersmanagement, KV). Die entstandene wirtschaftliche Krisensituation im Zuge des ersten Lockdowns habe bei vielen Haushalten in den Kiezen schließlich Ängste vor Entlassungen und Einkommensverlusten aufkommen lassen. Dabei bemerken einige Akteure, dass gerade bei geringem Einkommen schon kleinere Verdienstausfälle die Sicherung des Lebensunterhalts gefährden könnten.

Die Stadtteilakteure weisen zudem auf den Umstand hin, dass bei den Haushalten in den Kiezen eine hohe Ämter-

abhängigkeit bestünde. Viele seien auf staatliche Transferleistungen wie Arbeitslosengeld II oder Wohngeld angewiesen, wie auch die Sozialdaten zu beiden Quartieren ersichtlich machen (siehe Kapitel 3). Anderweitige Sozialleistungen oder Aufenthaltsgenehmigungen bzw. -verlängerungen spielten ebenfalls eine große Rolle. Mit dem Lockdown waren jedoch die zuständigen Ämter plötzlich nicht mehr oder nur sehr eingeschränkt erreichbar. Dies habe bei den betreffenden Menschen vor Ort *„sehr, sehr große Unsicherheit"* (Infopoint Alleinerziehende, KV) ausgelöst, denn so sei anfangs unklar geblieben, wie nun mit Anträgen und Fristen zu verfahren sei. Ansprechpersonen haben gefehlt, und auch andere Anlaufpunkte im Quartier wie Beratungsstellen oder soziale Einrichtungen, die sonst niedrigschwellig unterstützen, seien bedingt durch die Lockdown-Situation nicht gleich verfügbar gewesen. Hilflosigkeit und Sorge seien bei den Betroffenen die Folge gewesen, brauchte man doch entsprechende Bewilligungen, um den Lebensalltag auch in dieser Zeit bestreiten zu können.

Insofern löste die Corona-Krise nach Einschätzung der befragten Stadtteilakteure nicht nur viele neue Verunsicherungen bei den vor Ort lebenden Menschen aus. Sie vermuten auch, dass in ihren Kiezen mit Beginn der Pandemie prekäre Lebenssituationen zugenommen bzw. sich weiter verschärft haben, vor allem durch die wirtschaftlichen Auswirkungen der Krise (siehe auch empirica 2020: 6). Finanzielle Sorgen bis hin zu Existenzängsten haben nicht zuletzt familiäre Stresslagen noch zusätzlich verstärkt. Hierbei ist zu erwähnen, dass die Bundespolitik zügig Maßnahmen ergriffen hat, um die sozialen Konsequenzen der Pandemie gerade für einkommensschwächere Haushalte abzufedern. Exemplarisch dafür stehen u. a. die Sozialschutzpakete I und II sowie das Gesetz zur Abmilderung der Folgen der COVID-19-Pandemie im Zivil-, Insolvenz- und Strafverfahrensrecht. Während mit den Sozialschutzpaketen ein schnellerer und vereinfachter Zugang zur Grundsicherung und zu weiteren existenzsichernden staatlichen Leistungen erwirkt wurde, zielte das Gesetz zur Abmilderung der Folgen der COVID-19-Pandemie mit der zeitlich befristeten Einführung eines Moratoriums auf die Aufrechterhaltung der Grundversorgung (wie Wohnraum, Strom, Gas oder Telekommunikation) von in Zahlungsschwierigkeiten geratenen Verbraucherinnen und Verbrauchern.

4.3 Homeschooling: Zwischen Bildungs- und Digitalarmut

Mit der Schließung von Schulen im Zuge des ersten Lockdowns verlagerte sich das Unterrichten von Kindern und Jugendlichen gezwungenermaßen ins Private und Digitale. Ohne Möglichkeit zur Vorbereitung galt es von einem Tag auf den anderen, Homeschooling als Unterrichtsform einzuführen. Für Schülerinnen und Schüler bedeutete dies, dass zu Hause gelernt und gearbeitet wurde. Die Schule als Lernort, aber auch als sozialer Raum, in dem Freunde getroffen, das Miteinander eingeübt oder Kompetenzen aufgebaut werden, fiel temporär weg. Auf Eltern kamen damit zusätzliche Anforderungen zu. Sie waren nun mehr denn je gefragt, bei schulischen Aufgaben und dem Vermitteln von Bildungsinhalten zu unterstützen. Für Schulleitungen und Lehrkräfte bedeutete der Distanzunterricht hingegen erhebliche organisatorische und didaktische Umstellungen (siehe z. B. BiB 2021; Nusser et al. 2021). Weder die Schulen noch die Kinder bzw. Jugendlichen und ihre Eltern verfügten über Erfahrungen, wie Homeschooling funktionieren könnte. Von Beginn an bestand jedoch verbreitet die Sorge, dass insbesondere für Kinder und Jugendliche, die größere Unterstützungsbedarfe haben und aus benachteiligten Verhältnissen kommen, mit der Beschulung zu Hause neue Risiken und Hürden für die aktive Teilhabe an Bildung verbunden sind (siehe z. B. Dohmen & Hurrelemann 2021; El-Mafaalani 2020; Leopoldina 2021; Kowalski 2021). Dass solche Sorgen ihre Berechtigung hatten, unterstreichen die im ersten Lockdown gemachten Beobachtungen der befragten Stadtteilakteure aus dem Kosmosviertel und dem Soldiner Kiez.

Als die Schulen pandemiebedingt schließen mussten, war in den untersuchten Quartieren – wie andernorts auch – keiner der Beteiligten auf Homeschooling ausreichend eingestellt. Die veränderten Lernbedingungen, so einige Stadtteilakteure, haben gerade in ihren Kiezen Haushalte mit schulpflichtigen Kindern *„schwer getroffen"* (CasaDar, SK). Entsprechend der fachöffentlichen Diskussion (siehe z. B. Zinn & Bayer 2021; Geis-Thöne 2021; Wößmann et al. 2021) verweisen sie dabei auf den Umstand, dass für gelingendes Homeschooling das häusliche Umfeld eine entscheidende Rolle spiele. Viele Kinder und Jugendliche in den Kiezen lebten jedoch in familiären Verhältnissen, die schon vor der Pandemie eher ungünstige Voraussetzungen für die schulische Bildung boten. Eine Gesprächsperson formuliert: *„Der Soldiner Kiez ist leider dafür bekannt, dass er auf dem Sozialindex ziemlich weit unten steht; das heißt, hier wohnen sozial schwache Familien, die Eltern sind nicht besonders gut gebildet und oft auf Transferleistungen angewiesen; viele sind auch nicht-deutscher Herkunft, bei der Einschulung haben die Kinder teils sprachliche Probleme. Das spiegelt sich natürlich alles in den Schulen wider"* (SprInt, SK). Mit dem Wegfall des Lernorts Schule im ersten Lockdown sei es für diese Kinder und Jugendlichen noch schwieriger gewesen, Lernfortschritte

zu erzielen, da ein Großteil der Eltern eine angemessene Unterstützung bei schulischen Aufgaben kaum hätte leisten können. Je älter die Kinder, desto herausfordernder sei es für die Eltern gewesen, das Lernen zu begleiten und Schulinhalte zu vermitteln, da es oft an Wissen und Fähigkeiten fehlte. In nicht-deutschsprachigen Familien stellten mitunter bereits mangelnde Sprachkenntnisse eine Hürde für die elterliche Unterstützung dar. Auch zeitliche Engpässe aufgrund der eigenen beruflichen Situation – wie bereits oben erwähnt (siehe Kapitel 4.1) – haben das Unterrichten der Kinder zuhause teils eingeschränkt. Eine befragte Person resümiert: *„Leider ist es so, dass es sehr vielen Eltern im Kiez insgesamt an Möglichkeiten fehlt, ihre Kinder beim Homeschooling in irgendeiner Form gut zu unterstützen – aus vielen Gründen"* (Grundschule, SK).

Trotz der Schwierigkeiten seien im ersten Lockdown viele Eltern sehr bemüht darum gewesen, ihre Kinder beim Lernen zuhause zu helfen. Teils hätte diese Ausnahmesituation dazu beigetragen, dass sich der Austausch zwischen Eltern und Kindern insgesamt verbessert habe. Allerdings machten einige Akteure auch die Beobachtung, dass sich manche Eltern beim Homeschooling kaum eingebracht haben, obwohl die zeitlichen Kapazitäten – etwa bei vorliegender Erwerbslosigkeit – prinzipiell vorhanden gewesen wären. Bildungsferne verbunden mit eigenen negativen Erfahrungen mit dem System Schule wird dafür als Grund vermutet. Gelingendes Homeschooling ist zugleich auf das Engagement der Schülerinnen und Schüler angewiesen. Schon vor Corona stellte die eigene Motivation eine wichtige Voraussetzung für den schulischen Lernerfolg dar, in der Pandemie galt dies umso mehr (Huebener et al. 2021: 168). Allerdings berichten einige Stadtteilakteure, dass gerade in ihren Kiezen vermehrt schulferne Kinder und Jugendliche anzutreffen seien. Manche hätten den ersten Lockdown *„wie Ferien"* (Outreach, KV) verbracht und am Distanzunterricht kaum teilgenommen. Schulisches Lernen hätte insofern bei ihnen für Wochen nicht stattgefunden. Besonders in diesen Fällen machte sich nach Ansicht einiger Akteure das Fehlen der Instanz Schule im Lockdown deutlich bemerkbar, welche jenseits des unmittelbaren sozialen Umfelds die Kinder und Jugendlichen bei schulischen Aufgaben unterstützen und motivieren kann.

Neben all dem war der Zugang zu Bildung mit der Einführung des Homeschoolings von der technischen Ausstattung der betreffenden Haushalte abhängig. Wie die Stadtteilakteure aber feststellen mussten, verfügten zahlreiche Familien in ihren Kiezen, bedingt durch ihre soziale Lage, nicht über die dafür benötigten Mittel. Eine interviewte Person erwähnt: *„Wir haben bei uns an der Schule praktisch keine Kinder, die zuhause so ausgestattet sind, dass man Homeschooling machen könnte. […] Wir haben eben einen hohen Anteil an Kindern mit Eltern, die Berlinpässe haben oder sonstige Sozialleistungen empfangen"* (Grundschule, SK). Endgeräte oder Drucker seien aufgrund finanzieller Engpässe nicht selbstverständlich vorhanden oder im ausreichenden Umfang verfügbar, gerade bei Mehrkindfamilien. Bei den Schulen in den untersuchten Kiezen sah es mitunter nicht besser aus. Die Ausgangslage in Bezug auf die technische Ausstattung bei Einführung des Online-Unterrichts beschreibt eine befragte Person etwa wie folgt: WLAN war im Schulgebäude nicht überall verfügbar, PCs standen ausschließlich im Computerraum, in Klassenzimmern fanden sich vereinzelt Smartboards, aber keine Endgeräte wie Notebooks oder PCs. *„Mit dieser Ausstattung konnte man von der Schule aus so gut wie gar nichts mit Homeschooling machen"* (Grundschule, SK), so ihr Fazit. Der Online-Unterricht wurde daher im ersten Lockdown von den Lehrkräften mit privaten Geräten zuhause durchgeführt. Teils hätten sie Kameras und Mikros aus eigenen Mitteln noch angeschafft, um für den Distanzunterricht gerüstet zu sein. Fehlende Diensthandys oder keine Zugriffsmöglichkeiten auf interne Netzwerke und E-Mail-Systeme vom Homeoffice aus haben die schulische Arbeit im ersten Lockdown weiter erschwert. Zudem zeigte sich das Problem, dass Lehrkräfte technisch wie didaktisch nicht ausreichend geschult waren, um ad hoc Online-Unterricht abhalten zu können. Obendrein herrschte gerade zu Beginn große Unklarheit darüber, welche digitalen Lernplattformen und Dienste man überhaupt nutzen sollte oder dürfen (Stichwort Datenschutz). Hier hätte man sich schnelle Entscheidungen und Hilfestellungen vonseiten der zuständigen Behörden auf den übergeordneten Ebenen gewünscht. Stattdessen entstand die Situation, dass *„jede Schule sich alles selbst zusammensuchen und einrichten musste und sich auch das Lehrpersonal für zuhause selbst ausstatten musste, […] dass man also auf diesem Handlungsfeld komplett alleine gelassen wurde"* (Grundschule, SK).

In Anbetracht dieser vielschichtigen technischen und organisatorischen Herausforderungen rund um das Homeschooling wäre es *„illusorisch"* (SprInt, SK) gewesen, zu glauben, dass es den ansässigen Schulen in den Kiezen im Lockdown möglich gewesen wäre, zu ihren Schülerinnen und Schülern online Kontakt halten und halbwegs störungsfrei digitale Unterrichtseinheiten durchführen zu können. Eine Schule im Soldiner Kiez richtete deswegen ergänzend eine Art Briefkastensystem vor Ort ein, bei dem über Kisten die Abholung, Rückgabe und Korrektur von Schulaufgaben organisiert wurde: *„Das war eine ziemlich gute Variante, die zwar mit viel Papier verbunden war, aber ich denke, 80 % unserer Schülerschaft haben wir damit erreicht, und die Lehrkräfte konnten schauen, dass Dinge*

auch getan werden" (Grundschule, SK). Dennoch wäre es vielen Schülerinnen und Schülern *„sehr, sehr schwer gefallen"* (Grundschule, SK), infolge des reduzierten Kontakts zu Lehrkräften, mangelnder Rückmeldungen zu Aufgaben und der teils geringen elterlichen Unterstützung in der Zeit des ersten Lockdowns zu Hause zu lernen. Zudem konnte überhaupt nur ein Bruchteil der üblichen Lerninhalte vermittelt werden. Erschwerend kam hinzu, dass soziale Träger in den Quartieren sämtliche ergänzende Bildungs- und Betreuungsangebote (Hausaufgabenhilfe, Sprachförderung, Patenschaften etc.) im Lockdown vor Ort nicht unmittelbar fortsetzten: *„In dem Moment, als die Schulen schlossen, hörte eigentlich erstmal alles auf. Vor dem Lockdown waren sonst täglich mehr als 60 Schülerinnen und Schüler in unseren Räumen"* (SprInt, SK), so eine befragte Person aus einer Einrichtung für Sprachförderung im Soldiner Kiez. Damit entfielen für Kinder und Jugendliche, besonders für jene mit Unterstützungsbedarfen, nicht nur wichtige außerschulische Lernangebote, sondern auch alternative Lernorte fernab der eigenen beengten Wohnverhältnisse mit *„ausreichend Ruhe für das Arbeiten"* (Grundschule, SK) (siehe Kapitel 4.1).

Insgesamt, so die befragten Akteure, hätten sich gerade in ihren Kiezen – wie in anderen Gebieten des Programms Sozialer Zusammenhalt auch – Probleme und Herausforderungen rund um das Homeschooling verschärft gezeigt. Ein wesentlicher Grund dafür sei die räumliche Konzentration von Familien mit geringeren Ressourcen in den Stadtteilen. Viele Haushalte mit Kindern seien von Bildungsarmut und digitaler Armut zugleich betroffen. Zum damaligen Befragungszeitpunkt befürchteten daher verschiedene Interviewte, dass sich in den betreffenden Stadtteilen die Bildungssituation für Kinder und Jugendliche in Folge der Schulschließungen (weiter) verschlechtern könnte (dazu auch empirica 2020: 3). Gerade für leistungsschwächere Kinder und Jugendliche aus schwierigeren sozialen Verhältnissen bestünde die Gefahr, dass sie zu Verlierern der Gesamtsituation werden (dazu auch z. B. BiB 2021; Dohmen & Hurrelmann 2021; Leopoldina 2021; FES 2021). Dabei gehe es nicht nur um ausbleibende Lernfortschritte, sondern auch um die soziale Entwicklung: *„Schule trainiert Rudimentäres, wie die Strukturierung des Alltags, kleine soziale Dinge wie gemeinsames Essen oder Aufräumen; schon das ist nicht in*

Abbildung 19: Auch die Grundschule im Soldiner Kiez stand bei der Einführung des Homeschoolings vor großen technischen und organisatorischen Herausforderungen (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 20: Außerschulische Lernorte, wie das Casa-Dar im Soldiner Kiez, standen im ersten Lockdown nicht mehr zur Verfügung (Foto: vhw e. V.)

jeder Familie üblich, aus welchen Gründen auch immer" (Grundschule, SK). Die Schulschließungen bedeuteten daher weit mehr als nur mögliche Bildungsrückstände für die Kinder und Jugendlichen in den untersuchten Kiezen. Nicht zuletzt war das Homeschooling im ersten Lockdown – wie bereits oben erwähnt (siehe Kapitel 4.1) – ein zentraler Stressor für Familien in den untersuchten Kiezen, der den befragten Stadtteilakteuren zufolge neben elterlicher Überforderung für viele Streitigkeiten gesorgt habe.

4.4 Neue Umstände, alter Quartierskontext: Zwischen stadträumlichen Qualitäten und Missständen

Noch nie zuvor waren so viele Menschen hierzulande kollektiv an das unmittelbare Wohnumfeld gebunden wie in der Phase des ersten Lockdowns (Schnur 2020). Die erlassenen Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen in dieser Zeit hatten zur Folge, dass der Nahraum – das Quartier und die Nachbarschaft – eine neue Relevanz erhielt: *„In der Krise wurde plötzlich deutlich, wie wichtig das unmittelbare Umfeld ist. Vor der Krise war es für das ‚normale Leben' nicht nötig, die Nachbarin im Haus, den Laden um die Ecke […] oder das Naherholungsgebiet im Stadtumfeld zu kennen. Das Leben funktionierte für viele Menschen weitgehend ortsunabhängig auch so. In der Krise änderte sich das radikal"* (Schneidewind et al. 2020: 4). Nachbarschaftliche Kontakte und Unterstützung, wohnortnahe Grün- und Freiräume, soziale Dienste oder fußläufige Einkaufsmöglichkeiten erwiesen sich im Lockdown als Wohnumfeldqualitäten, die die Alltagsführung in dieser Ausnahmesituation erleichterten (Schnur 2020). Selbstverständlich unterscheiden sich Quartiere in diesen Merkmalen, bieten also ein mehr oder weniger günstiges lebensweltliches Umfeld, um den Alltag unter pandemischen Bedingungen bestreiten zu können. Auch die Potenziale der untersuchten Kieze waren in Bezug auf diese Aspekte verschieden gelagert, teils jedoch deutlich limitiert. Trotz unterschiedlicher Quartierstypen (randstädtische Großwohnsiedlung gegenüber innenstadtnahem Altbauquartier) zeigen sich in beiden Fällen ähnliche Defizite, die für die Gebietskulisse des Programms Sozialer Zusammenhalt nicht unbekannt sind. Daneben weisen die untersuchten Kieze aber auch stadträumliche Qualitäten auf, die in der Krisensituation die individuellen Bewältigungsmöglichkeiten gestärkt haben.

Sich und andere mit den wichtigsten Gütern des täglichen Bedarfs schnell und unkompliziert versorgen zu können, ist vielerorts keine Selbstverständlichkeit. Allerdings wurde durch den pandemischen Ausnahmezustand schlagartig deutlich, wie wertvoll eine adäquate Nahversorgung ist. Als es galt, die Aktivitätsradien einzuschränken und sich möglichst zu Hause aufzuhalten, waren wohnungsnahe Versorgungsangebote ein Faktor, der die Alltagsführung im Lockdown leichter machte (Rettich 2021: 6; Schnur 2020: 6). In beiden untersuchten Kiezen sind Versorgungangebote für den täglichen Bedarf vorhanden, sodass im Lockdown *„alles Notwendige"* (Quartiersmanagement, KV) fußläufig zu erreichen war. Im Kosmosviertel befinden sich mitten im Zentrum sämtliche Nahversorgungsbetriebe (u. a. Lebensmittelgeschäfte, Drogeriemarkt, Gastronomie), ebenso wie eine Apotheke und einige Arztpraxen, die eine medizinische Grundversorgung sicherstellen (Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin 2022: 3). Im Soldiner Kiez verteilt sich dagegen das Nahversorgungsangebot über weite Teile des Gebiets – mit Schwerpunkten an den zentralen Verkehrsachsen Soldiner- und Koloniestraße sowie Prinzenallee/Wollankstraße. Dies gilt sowohl für Geschäfte zur Deckung des täglichen Bedarfs als auch für ärztliche Einrichtungen. Die Angebotslandschaft ist gekennzeichnet durch eine Vielzahl kleinerer Geschäfte, Supermärkte, Spätverkäufe (Späti) und gastronomische Angebote (Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße 2022: 31). Durch die innenstadtnahe Lage des Quartiers sind – im Gegensatz zum randstädtisch gelegenen Kosmosviertel – weitere Versorgungseinrichtungen in angrenzenden Vierteln leicht erreichbar.

Bei der Versorgung mit Grün- und Freiräumen sind dagegen beide Kieze weniger gut aufgestellt. Durch die weitreichenden Kontaktsperren und Einrichtungsschließungen im ersten Lockdown gewann der Aufenthalt draußen an Bedeutung. Grün- und Freiflächen im Wohnumfeld gerieten dabei als Orte für Ausgleich und Erholung, für Bewegung und Sport oder für Treffen und soziale Aktivitäten stärker in den Blick. Sie spielten eine wichtige Rolle, um

die persönlichen, gesundheitlichen und sozialen Auswirkungen der Krise besser bewältigen zu können (siehe z. B. Dosch & Haury 2020: 72 ff.; Polinna 2022: 53 f.). Nicht jedes Quartier bietet jedoch in gleichem Maß Zugang zu entsprechenden Flächen. Gerade für Gebiete des Programms Sozialer Zusammenhalt wird festgestellt, dass sie häufig eine mangelhafte Versorgung mit attraktiven Grün- und Freiräumen aufweisen (BBSR 2016: 8). Dies trifft ebenfalls für die beiden untersuchten Quartiere zu. Das Kosmosviertel verfügt als Großwohnsiedlung zwar über zahlreiche öffentlich zugängliche Grün- und Freizeitflächen, wie etwa eine zentrale, stadtteilprägende Grünachse, die das Quartier von Norden nach Süden durchzieht. Trotz bereits realisierter Qualifizierungsmaßnahmen – u. a. im Rahmen des Programms Sozialer Zusammenhalt – haben jedoch verschiedene Grün- und Freizeitflächen nach wie vor einen unbefriedigenden (Pflege-)Zustand und bieten nur eine geringe Aufenthaltsqualität (Quartiersmanagement Kosmosviertel 2019: 20). Sie seien meist *„wenig attraktiv"* (Familienzentrum, KV) und teils *„vernachlässigt"* (STADT UND LAND, KV).[4] Darüber hinaus bleiben die Erholungs- und Freizeitpotenziale der Grünflächen in den angrenzenden Quartieren (z. B. Landschaftspark Rudow-Altglienicke) aufgrund bestehender Barrieren, wie vielbefahrene Verkehrsstraßen, ungenutzt. Insgesamt mangelt es im Kiez an Flächen, die zum Verweilen einladen (Quartiersmanagement Kosmosviertel 2019: 21 ff.). Der Soldiner Kiez besitzt mit dem Panke-Grünzug ein wichtiges Naherholungsgebiet, dennoch verfügt das Quartier aufgrund der hochverdichteten gründerzeitlichen Blockrandbebauung über einen vergleichsweisen geringen Anteil an Grün- und Freiflächen. Zudem fehlt es an qualifizierten Freiräumen und Wohlfühlorten. Vorhandene Erholungsflächen haben lediglich eine geringe Aufenthaltsqualität – auch aufgrund von Vermüllung, Drogenkonsum und Vandalismus (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2019: 25 f., Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße 2022: 26 ff.). Interviewte aus beiden Kiezen problematisieren jeweils die vor Ort vorzufindende mangelhafte Versorgung an attraktiven Grün- und Freiräumen. Dies hätte sich besonders im Lockdown für die Menschen in den Quartieren als nachteilig erwiesen, denn schließlich fehlten somit Möglichkeiten, schnell und einfach nach draußen ins Grüne zu gelangen, um häuslicher Enge zu entfliehen und Ausgleich zu finden. Eine befragte Person aus dem Soldiner Kiez erwähnt etwa: *„In so einer Zeit wie Corona ist es natürlich wichtig, draußen Orte zu haben, wo man sich treffen und aufhalten kann. Das sind ja Orte, wo es immerhin noch möglich war, sich zu bewegen und zu begegnen trotz der Einschränkungen. Der Kiez hat jedoch nur relativ wenig Grün. Es gibt den Pankezug, aber es fehlen weitere Grünflächen. Das ist dann in dieser Zeit, mit Corona, wo man diese Orte draußen umso mehr braucht, nochmal eine zusätzliche Belastung, wenn die nicht ausreichend da sind. Und die Menschen hier wohnen ja in so kleinen Wohnungen"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK).

Abbildung 21: Das Kosmosviertel verfügt über ein Nahversorgungszentrum mit einem Einzugsgebiet, das sich über das Quartier hinaus erstreckt (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 22: Einzelhandel und Dienstleistungsgewerbe zeichnet sich im Soldiner Kiez durch eine kleinteilige, häufig migrantisch geprägte Angebotsstruktur aus (Foto: vhw e. V.)

4 Um die Qualität von Grün- und Freizeitflächen im Kosmosviertel zu steigern, haben das Straßen- und Grünflächenamt des Bezirks Treptow-Köpenick und weitere Akteure aus dem Quartier unter Beteiligung der Anwohnerinnen und Anwohner seit Oktober 2021 umfangreiche Aufwertungsmaßnahmen an der zentralen Grünachse mit Mitteln des Städtebauförderprogramms „Zukunft Stadtgrün" in Gang gesetzt, die bis Mitte 2024 abgeschlossen sein sollen.

Abbildung 23: Vorhandene Grün- und Freiräume im Kosmosviertel boten während des Lockdowns nur eine geringe Aufenthaltsqualität (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 24: Der Soldiner Kiez ist mit qualifizierten Freiräumen eher unterversorgt (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 25: Im Kosmosviertel ist die Wohnraumversorgung von einfachen bis mittleren Wohnstandards geprägt (Foto: vhw e. V.)

Wie schon an anderer Stelle erwähnt, trifft man in beiden Quartieren auf Wohnungsbestände mit überwiegend einfachem Wohnstandard, die besonders mit Blick auf Wohnungsgröße und -zustand weniger günstige Voraussetzungen bieten, um die eigenen vier Wände in Pandemiezeiten als Aufenthalts- und Rückzugsort nutzen zu können (siehe Kapitel 4.1). Der Wohnungsbestand der Großwohnsiedlung Kosmosviertel, dem nach dem Berliner Mietspiegel 2021 eine einfache bis mittlere Wohnlage attestiert wird, verteilt sich im Wesentlichen auf zwei Anbieter: die landeseigene Stadt und Land Wohnbauten-Gesellschaft mbH, die ihren Wohnungsbestand (ca. 2.000 Wohneinheiten) im April 2019 vom privaten Wohnungsanbieter Schönefeld-Wohnen GmbH & Co. KG erwarb, und die Wohnungsgenossenschaft Altglienicke eG (ca. 800 Wohneinheiten). Gerade die Bestände der Stadt und Land GmbH wiesen zum Zeitpunkt der Rekommunalisierung erhebliche bauliche Mängel auf, die u. a. auf eine fehlerhafte energetische Sanierung sowie auf eine unzureichende Instandhaltung (undichte Fenster, defekte Heizungen oder Aufzüge, Wasserschäden) zurückzuführen sind (Quartiersmanagement Kosmosviertel 2019: 19; Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin 2022: 8, Raab 2017: 72 ff.). Diese werden zwar seit der Übernahme durch das landeseigene Wohnungsunternehmen sukzessive beseitigt, dennoch waren mit Pandemiebeginn viele Gebäude und Wohnungen der Großwohnsiedlung nach wie vor in einem schlechten baulichen Zustand. Charakteristisch für den rekommunalisierten Wohnungsbestand ist darüber hinaus ein hoher Anteil an 2- bis 3-Zimmer-Wohnungen (SenSBW 2019). Der Soldiner Kiez mit seiner dichten Wohnbebauung weist in weiten Teilen[5] einen Wohnungsbestand auf, für den ein niedriger Wohnstandard (Anteil

5 Zur Vorbereitung sozialer Erhaltungsverordnungen nach § 172 Abs. 1 S. 1 Nr. 2 BauGB wurden im Jahr 2018 Daten zur Sozialstruktur, zur Infrastruktur sowie zum Wohnungsbestand und den Wohnverhältnissen für vier Beobachtungsgebiete im Stadtraum Wedding (Kattegatstraße, Soldiner Straße, Reinickendorfer Straße, Humboldthain Nord-West) vertiefend untersucht. Der Beobachtungsraum Soldiner Straße bildet dabei einen wesentlichen Teil des Untersuchungsgebiets Soldiner Kiez dieser Studie ab.

Abbildung 26: Ein überwiegend einfacher Wohnstandard kennzeichnet die Wohnraumversorgung im Soldiner Kiez (Foto: vhw e. V.)

Wohnungen mit einfacher Ausstattung: ca. 76 %), ein hoher Anteil an Altbauwohnungen (Anteil Wohnungen mit Baujahr bis 1949: 69,5 %) und häufig kleine Wohneinheiten (Anteil 1- bis 2-Zimmer-Wohnungen: 53,3 %) kennzeichnend sind (argus & S.T.E.R.N. 2018: 9). Die Wohnraumversorgung in beiden Quartieren spiegelt insofern umso mehr wider, dass attraktive und wohnortnahe Grün- und Freiräume nicht nur „ein ‚Nice to have', sondern eine wichtige Infrastruktur im Stadtteil [sind], gerade dann, wenn es sich um benachteiligte Quartiere handelt" (Buchholz et al. 2021: 33).

Auch nachbarschaftliche Kontakte waren für die individuelle Bewältigung der Pandemieerfahrung für verschiedene Personenkreise plötzlich mehr als nur ein Nice to have. Spontane Hilfe und Solidarität – gerade gegenüber vulnerablen Gruppen – war in vielen Nachbarschaften zu beobachten, besonders zu Beginn der Corona-Krise. Nicht wenige machten in der Folge darauf aufmerksam, wie krisenrelevant für Quartiere das Vorhandensein von nachbarschaftlichen Netzwerken und Engagementbereitschaft ist (siehe z. B. Schneidewind et al. 2020; Schnur 2020; Siedentop & Zimmer-Hegmann 2020). In den untersuchten Kiezen konnten die befragten Akteure keine gesicherte Auskunft darüber geben, wie stark vernetzt die Menschen untereinander in den Nachbarschaften sind. Sie vermuten aber, dass auf Quartiersebene unterschiedliche Netzwerke bestehen, die Zugang zu Unterstützungsleistungen bieten – besonders auch in Krisenzeiten. Viele Menschen in den Nachbarschaften seien sehr hilfsbereit; allerdings machen einige Akteure auf den Umstand aufmerksam, dass die Unterstützung anderer für manche aufgrund der eigenen prekären sozialen Lage oft nicht noch zusätzlich möglich sei. Zum Kosmosviertel berichtet etwa das dortige Quartiersmanagement: *„Natürlich gibt es hier Menschen, die sehr isoliert leben und die nur wenig Punkte haben, wo sie andocken können. Aber es gibt hier auch sehr viele informelle Netzwerke, auch unter den Bewohnern mit eher prekärer Lebenssituation. Da gibt es einen riesigen Wunsch, sich zu unterstützen; es ist aber oft nur so, dass die Leute, die es machen, sehr schnell an ihre eigenen Grenzen kommen, da sie eben selbst die verschiedensten Problemlagen haben"* (Quartiersmanagement, KV).

Umso wichtiger für die Alltagsbewältigung sind daher für die vor Ort lebenden Menschen die vielen sozialen Einrichtungen und Dienste in den beiden Kiezen. Diese richten sich an unterschiedliche Zielgruppen, sind in der Gemeinwesenarbeit aktiv und halten vielfältige Angebote vor – etwa in den Bereichen Beratung, Bildung, Freizeitgestaltung oder Vernetzung. Bedeutende Stadtteileinrichtungen im Kosmosviertel sind u. a. das Familienzentrum und der

Infopoint Alleinerziehende, der Kinder- und Jugendclub Base 24 mit der Medienetage, der Abenteuerspielplatz und Kinderbauernhof Waslala, der Kiezladen WaMa (offener Nachbarschaftstreff) oder der Kiezclub für ältere Menschen. Einige dieser Einrichtungen befinden sich im Bürgerhaus Altglienicke, das in etwas randlicher Lage im östlichen Teil des Kosmosviertels liegt (Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin 2022: 5 f.). Im Soldiner Kiez stellt die Fabrik Osloer Straße ein bedeutendes Ankerzentrum dar, das mitten im Quartier gelegen das Familienzentrum, das Stadtteilzentrum Nachbarschaftsetage, ein Café, die Freiwilligenagentur oder die Stadtteilkoordination unter einem Dach vereint. Darüber hinaus gibt es im Kiez viele weitere soziale Einrichtungen, auch im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit, darunter etwa der Jugendclub SoKo 116 oder der Kinder- und Stadtteiltreff Frisbee (Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße 2022: 77 ff.). Wie die befragten Akteure herausstellen, sind die vorhandenen Stadtteileinrichtungen in den jeweiligen Quartieren für viele Menschen wichtige Anlaufstellen in ihrem Alltag. Es seien Orte, die soziale Teilhabe und Begegnung ermöglichten und dabei einen niedrigschwelligen Zugang zu Unterstützung und Hilfestellung böten. Mitarbeitende in den Einrichtungen seien nicht selten vertraute Ansprechpersonen, bei denen man Rat sucht und Sorgen lässt (siehe dazu auch z. B. vhw 2021; vhw 2022; Wiesemann 2019). Weiterhin seien viele Einrichtungen mit ihren Angeboten gerade für Kinder und Jugendliche bedeutsame außerfamiliale und -schulische Bildungsorte, an denen sie im Alltag auf wichtige, vertraute Bezugspersonen treffen (dazu auch Leopoldina 2021: 4). Diese institutionelle (Unterstützungs-) Struktur auf Stadtteilebene fiel jedoch mit Inkrafttreten des ersten Lockdowns für die Menschen im Kosmosviertel und im Soldiner Kiez plötzlich weg. Allerdings zeigte sich schnell, dass die vorhandenen Stadtteilakteure in beiden Quartieren ein erheblicher stabilisierender Faktor waren und mit ihrer sozialraumorientierten Arbeit einen wichtigen Beitrag dazu leisteten, negative Folgewirkungen der Lockdown-Situation vor Ort abzumildern. Jedoch waren sie durch die Pandemie und die erlassenen Kontaktbeschränkungen zunächst selbst einem erheblichen Veränderungsdruck ausgesetzt, wie das folgende Kapitel zeigen wird.

Abbildung 27: Im Soldiner Kiez befinden sich etliche soziale Einrichtungen und Dienste in der Fabrik Osloer Straße – Zentrum für soziale und kulturelle Arbeit (Fotos: vhw e. V.)

5. Auf Pandemiemodus umstellen: Stadtteilarbeit in Zeiten von Social Distancing

In den Quartieren des Programms Sozialer Zusammenhalt nehmen Stadtteileinrichtungen aus dem Bereich der Gemeinwesenarbeit wichtige soziale Aufgaben wahr, wie auch das vorherige Kapitel verdeutlicht hat. Die Untersuchungsergebnisse zeigen darüber hinaus, dass diese ebenso im Krisenfall zu einer bedeutsamen lokalen Ressource werden können – vorausgesetzt sie sind hinreichend reagibel. Erst dann können sie ihre Potenziale in Krisensituationen voll entfalten und die Resilienz von Quartieren befördern (siehe auch Lebuhn & Krüger 2023). Das folgende Kapitel beleuchtet, inwiefern es den befragten Stadtteileinrichtungen im Kosmosviertel und Soldiner Kiez in der Zeit des erstens Lockdowns möglich war, sich auf die veränderten Umstände einzustellen und auf die Bedarfe vor Ort angemessen zu reagieren. Genauer betrachtet wird dabei, was ihre Handlungsfähigkeit in dieser Ausnahmesituation einschränkte bzw. förderte. Deutlich wird: Der Lockdown traf die Einrichtungen völlig unvorbereitet. Die Maßgabe des Social Distancing führte dabei zu erheblichen Brüchen in den Arbeitsroutinen. Weitreichende Anpassungen waren daher gefordert, um auch in dieser Ausnahmesituation den Menschen vor Ort zur Seite stehen zu können. Etablierte Kooperations- und Vernetzungsstrukturen in der Stadtteilarbeit erwiesen sich dabei als ein entscheidender Faktor, um sich rasch auf die veränderten Gegebenheiten einstellen und Unterstützung in den Nachbarschaften organisieren zu können.

5.1 Arbeitsfähigkeit wiederherstellen: Aus dem Homeoffice für den Kiez aktiv werden

Die Corona-Pandemie und der damit begründete Lockdown im März 2020 kam für die befragten Stadtteilakteure völlig überraschend. Es war für sie *„ein Schock"* (Quartiersmanagement, KV) und rief eine Ausnahmesituation hervor, mit der sie *„ohne Vorwarnung und ohne Vorerfahrung"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK) umzugehen hatten. Mit in Kraft treten des Lockdowns änderte sich dabei ihr Arbeitsalltag massiv. Die befragten Akteure im Kosmosviertel und Soldiner Kiez sahen sich durch die erlassenen Kontaktbeschränkungen gezwungen, ihre Einrichtungen für den Publikumsverkehr zu schließen. Auch das gewohnte Arbeiten im Team vor Ort wurde pandemiebedingt eingestellt. Die Maßgabe lautete nun, den Arbeitsplatz nach Hause zu verlagern: *„Wir haben hier praktisch zugemacht und sind alle ins Homeoffice gegangen, weil man am Anfang wirklich nicht wusste, wie damit umzugehen ist"* (NachbarschaftsEtage Fabrik Osloer Straße, SK). Allerdings waren in den wenigsten Einrichtungen die notwendigen Voraussetzungen gegeben, um ad hoc ins Homeoffice zu wechseln und die Einrichtung aus der Ferne zu betreiben. Die Folge: Der gewohnte Arbeitsalltag der Akteure war mit einem Mal *„komplett zerschossen"* (Quartiersmanagement, KV). Jede Einrichtung war daraufhin *„erstmal mit sich selbst beschäftigt"* (Quartiersmanagement, SK), um unter den veränderten Rahmenbedingungen die interne Arbeits- und Kommunikationsfähigkeit aufrechtzuerhalten und zu einem neuen Arbeitsmodus zu finden. Schließlich war das zentrale Anliegen aller befragten Akteure, auch in dieser Krisenzeit handlungsfähig zu bleiben und weiterhin für den Kiez und die Menschen da zu sein.

Ob die Umstellung des Arbeitsalltags auf Homeoffice schnell gelang, war vor allem eine Frage der technischen Ausstattung. Nur in einzelnen der befragten Einrichtungen standen den Beschäftigten bereits vorab eigene Dienstlaptops und -handys zur Verfügung, sodass ein sofortiger Wechsel an den Heimarbeitsplatz möglich war. Andere Einrichtungen mussten erst das nötige Equipment anschaffen. Dies gelang jedoch nicht immer kurzfristig – auch aufgrund knapper finanzieller Eigenmittel. Bei verschiedenen Einrichtungen mussten daher die Beschäftig-

ten improvisieren und notgedrungen auf private Endgeräte zurückgreifen, um die fehlende technische Ausstattung zu kompensieren. Beispielsweise war im Jugendclub Soko 116 des Soldiner Kiez ursprünglich nur ein Smartphone für alle Mitarbeitenden vorhanden, sodass im ersten Lockdown private Computer und Handys zum Einsatz kommen mussten, um arbeitsfähig zu bleiben. Ende 2020 konnten schließlich über einen Sonderfonds vom Bezirk Mitte zusätzliche Geräte für die Einrichtung beschafft werden.

Mit dem Wechsel der Beschäftigten ins Homeoffice waren die Einrichtungen auch gefordert, die interne Kommunikation umzustellen, denn der übliche, direkte Austausch am gewohnten Arbeitsplatz war unter den gegebenen Umständen so nicht mehr möglich. Die interne Kommunikation wurde dabei hauptsächlich über Telefon, E-Mail und Messenger-Dienste organisiert. Auch digitale Meeting-Plattformen kamen verstärkt zum Einsatz, wobei hier viele der befragten Akteure Neuland betraten. Gerade zu Beginn mussten sie daher einiges an kostbarer Zeit investieren, um geeignete Tools zu finden und sich die nötigen technischen Fähigkeiten für deren Anwendung überhaupt erst anzueignen. Vieles habe zunächst als Learning by Doing funktioniert – oder wie einer der befragten Stadtteilakteure treffend formuliert: *„Man hat irgendwie einen Weg gefunden, aber am Anfang war es echt sehr anstrengend"* (Casa-Dar, SK). Vor allem digitale Meeting-Plattformen oder Messenger-Dienste ausfindig zu machen, die nicht nur praktikabel, sondern auch mit den eigenen datenschutzrechtlichen Vorgaben vereinbar waren, hat verschiedene Akteure zusätzlich herausgefordert. Dennoch waren diese für viele Befragte willkommene und nützliche Tools, um als Team im Lockdown arbeitsfähig zu bleiben und sich zu organisieren. Eine interviewte Person hält etwa fest: *„Wir haben jeden Tag gestartet mit einer Videokonferenz, wegen Abstimmung und Planung, weil man ja nicht mehr zusammen vor Ort war. Das hat sehr geholfen"* (Medienetage, KV).

Besonders herausfordernd war das Aufrechterhalten der internen Kommunikation für Einrichtungen, die von mehreren Trägern betrieben werden und bei denen unterschiedliche technische Ausstattungsniveaus und Vorgaben (etwa zur Nutzungsmöglichkeit bestimmter digitaler Tools) in Einklang zu bringen waren. Dies zeigte sich beispielsweise bei der Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtung Base 24 im Kosmosviertel. Das Jugendamt des Bezirks Treptow-Köpenick als kommunaler Träger arbeitet hier eng zusammen mit den beiden privaten Trägern weTek und Outreach. Während des ersten Lockdowns waren die über das Bezirksamt angestellten Kolleginnen und Kollegen nach dem Wechsel ins Homeoffice jedoch nur schwer erreichbar, obwohl sie für die Koordination der Einrichtung von zentraler Bedeutung sind. Weder standen ihnen Diensthandys zur Verfügung, noch hatten sie die Möglichkeit, von zuhause ihre Arbeitsemails abzurufen und auf das Intranet zuzugreifen. Eine der betroffenen Personen beschreibt die Situation wie folgt: *„Homeoffice klassisch in dem Sinne kann ich gar nicht machen [...], wenn ich meine E-Mails lesen will, muss ich halt wirklich da in die Einrichtung, weil wir ja das Intranet haben. [...] Wenn ich jetzt Zugriff auf meine E-Mails, meine Konten von zuhause hätte oder egal wo, mobil, dann wäre das schon einmal eine Erleichterung"* (Base 24, KV). Zudem waren die Möglichkeiten eingeschränkt, digitale Meeting-Plattformen zu nutzen. Gerade hier gestaltete es sich durch die Trägerkonstellation schwierig, Tools und Programme für die interne Abstimmung zu finden, die für alle Beteiligten zugänglich und zulässig waren: *„Da hatten wir schon Komplikationen, die wir umschiffen mussten, bis wir auf einem [technischen] Level eigentlich waren"* (Ou-

Abbildung 28: Für sämtliche soziale Einrichtungen und Dienste in den Untersuchungsgebieten führte der Lockdown zu einem Bruch in den Arbeitsroutinen (Foto: vhw e. V.)

treach, KV). In der Folge blieben im ersten Lockdown die über das Bezirksamt angestellten Kolleginnen und Kollegen bei der täglichen Arbeit meist außen vor. Ihr Wegfall führte bei den Mitarbeitenden der privaten Träger nicht nur zu einer höheren Arbeitsbelastung. Auch ihre Handlungsfähigkeit war dadurch teils beeinträchtigt, da nötige Abstimmungsprozesse nicht immer unmittelbar möglich waren. Die vom Bezirksamt angestellten Kolleginnen und Kollegen bei Base 24 waren mit ihren Problemen bei der Heimarbeit aber keineswegs alleine. Auch andere befragte Akteure – gerade von Einrichtungen in öffentlicher Trägerschaft – machten darauf aufmerksam, während des ersten Lockdowns im Homeoffice nur bedingt arbeitsfähig gewesen zu sein infolge fehlender technischer Mittel oder Zugänge zu internen Netzwerken.

Die Arbeitsfähigkeit der befragten Einrichtungen war ebenso von der Verfügbarkeit der Mitarbeitenden in der Pandemiezeit beeinflusst. Teils kam es zu personellen Engpässen, weil vom Träger aus Teammitglieder zeitweise in andere als prioritär gesehene Tätigkeitsbereiche abgezogen wurden oder weil durch die Doppelbelastung von Arbeit und Kinderbetreuung Kolleginnen und Kollegen nur eingeschränkt mitarbeiten konnten. Eine Person vom Quartiersmanagement Kosmosviertel stellt hierzu spiegelbildlich fest, dass es für ihre Handlungsfähigkeit ein erheblicher Vorteil war, dass keiner im Team parallel Kinder zu betreuen hatte. Besonders bei Einrichtungen, deren Personalausstattung sich aufgrund begrenzter finanzieller Mittel an *„Minimalvorgaben"* (Quartiersmanagement, KV) orientieren muss, kann der (teilweise) Ausfall von Mitarbeitenden den Arbeitsablauf erschweren und gerade in einer solchen Krisenzeit die Anpassungs- und Reaktionsfähigkeit beeinträchtigen. Für Sicherheit sorgte jedoch die rasche Zusage einiger Träger, trotz der (vorübergehenden) Schließung von Einrichtungen und dem Ausfall von Angeboten keine Einschnitte bei Personalstellen und bewilligten Geldern vorzunehmen. Schließlich hatten viele Akteure besonders in der Anfangszeit der Pandemie die Befürchtung, *„dass man jetzt von Geldkürzungen betroffen ist, weil der Geldgeber meint, naja, du kannst ja deine Arbeit gar nicht mehr machen, dann geben wir dir jetzt auch mal weniger Geld"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK). Gleichwohl verspürten einige Akteure einen gewissen Rechtfertigungsdruck, nicht zuletzt aufgrund geforderter Dokumentations- und Nachweispflichten über die geleistete Arbeit im Lockdown, was in dieser Situation als *„doppelt belastend"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK) empfunden wurde.

Entscheidend für die Arbeitsfähigkeit der Einrichtungen in der Krisenzeit war letztlich auch, wie sich die Zusammenarbeit mit den jeweiligen Ansprechpersonen beim Bezirk oder Senat gestaltete. Viele Akteure berichten, dass die zuständigen Stellen auf übergeordneter Ebene sehr bemüht darum waren, für die nötigen Spielräume zu sorgen, damit der Umstellungsprozess in den Einrichtungen möglichst unkompliziert gelingt. Sie hätten *„viel Unterstützung"* (Quartiersmanagement, KV) bekommen und großes Verständnis dafür erhalten, dass *„man Sachen anders machen musste in der Corona-Krise"* (BENN, KV). So wurden beispielsweise Änderungen bei Projektumsetzungen und die Umwidmung finanzieller Mittel flexibel gehandhabt, Fragen zu Fördermodalitäten oder zur Nutzung digitaler Dienste unmittelbar beantwortet oder sogar finanzielle Mittel zur Umsetzung bestimmter Aktivitäten zusätzlich bereitgestellt. Die Akteure unterstreichen hierbei, dass es gerade in solchen Krisenzeiten wichtig sei, dass *„die Verwaltung schnell reagiert, damit man vorankommt, und eine Offenheit besteht, wenn man alternative Ideen hat"* (Base 24, KV). Einzelne Akteure hätten sich jedoch mehr Unterstützung von ihren übergeordneten Stellen erhofft und kritisieren deren mangelnde Erreichbarkeit in der Krisenzeit infolge personeller Engpässe oder fehlender technischer Ausstattung. Schnelle Abstimmungen wären so nicht möglich gewesen, was flexibles Reagieren auf die veränderten Rahmenbedingungen erschwert hätte.

Insgesamt gelang es dem Großteil der befragten Einrichtungen in beiden Quartieren, die interne Arbeitsorganisation an die ungewohnte Lockdown-Situation anzupassen und die eigene Arbeitsfähigkeit aufrechtzuerhalten. So war es möglich, auch in dieser Ausnahmesituation handlungsfähig zu sein und in den Nachbarschaften Unterstützung anzubieten. Die Umstellung des Arbeitsalltags auf Homeoffice war dennoch bei vielen Akteuren mit einigen Mühen und Improvisationsvermögen verbunden, bedingt durch eine mangelnde technische Ausstattung (u. a. fehlende Endgeräte, kein Zugang zu internen Netzwerken und -Mail), unzureichende digitale Kompetenzen oder Einschränkungen bei der Nutzungsmöglichkeit digitaler Tools. Trotz allem haben sich nach einer Such- und Experimentierphase in vielen Einrichtungen (neue) digitale Kanäle für die interne Kommunikation etabliert, die die Arbeitsorganisation unter den veränderten Gegebenheiten erheblich erleichterten. Entscheidend für die Aufrechterhaltung der Arbeitsfähigkeit waren außerdem ausreichend personelle Ressourcen, um bei Ausfall von Mitarbeitenden genügend Spielraum und Flexibilität zu haben. Genauso kam es darauf an, dass schnelle Rückkopplungen mit den übergeordneten Ebenen (Bezirk bzw. Senat) möglich waren und Finanzierungen während der Krise nicht ausgesetzt wurden.

5.2 Zielgruppen erreichen: Neue Wege finden – analog wie digital

Mit Inkrafttreten des ersten Lockdowns standen die befragten Einrichtungen in beiden Kiezen zugleich vor der Situation, dass ihre Zielgruppen über die üblichen niedrigschwelligen Wege nicht mehr für sie erreichbar waren. Vor Pandemiebeginn ergaben sich viele Kontakte durch die offene Komm-Struktur der Einrichtungen. Diese direkte Verbindung zu den Menschen vor Ort brach jedoch weg, als die Einrichtungen für den Publikumsverkehr schließen mussten – oder wie eine befragte Person festhält: *„Mit dem Lockdown haben wir praktisch den Kontakt verloren"* (FamilienZentrum, SK). Auf diesen Umstand reagierten die befragten Einrichtungen in beiden Quartieren umgehend. Sie setzten vieles daran, den Kontakt zu ihren Zielgruppen schnellstmöglich wiederherzustellen, schließlich sollten die Menschen vor Ort spüren, dass sie mit ihren Sorgen wahrgenommen werden und man sich um Probleme kümmert: *„Wir wollten ihnen das Gefühl geben, sie sind trotzdem in Kontakt mit uns, wir sind trotzdem da, und sie sind nicht irgendwie abgehängt, sondern es gibt Ansprechpartner"* (Outreach, KV). Außerdem stellten die Akteure in ihren Kiezen einen erhöhten Unterstützungsbedarf in dieser Ausnahmesituation fest, sodass es aus ihrer Sicht *„überhaupt nicht in Frage kam, einfach die Einrichtung zu schließen und zu sagen, damit hat's sich"* (Base 24, KV). Mit den Zielgruppen unter den veränderten Rahmenbedingungen in Verbindung zu bleiben, war für die Einrichtungen jedoch herausfordernd, denn so war *„die große Frage, das Dilemma sozusagen: wie kann man in Zeiten von Kontaktbeschränkungen Beziehung stiften und Kontakte halten?"* (Soko 116, SK).

Eine erste Maßnahme verschiedener Akteure war es, trotz der Verlagerung des Arbeitsplatzes ins Homeoffice Sichtbarkeit im Sozialraum zu zeigen und auf die eigene Erreichbarkeit auch in dieser Zeit aufmerksam zu machen. Beispielsweise unternahmen die beiden Quartiersmanagements Rundgänge in ihren Vierteln und suchten gezielt das Gespräch mit Bewohnerinnen und Bewohnern, das Familienzentrum im Soldiner Kiez machte Aushänge und plakatierte an sämtliche Haustüren ihre Rufnummern, oder das BENN-Team im Kosmosviertel verteilte nach der Beschaffung von Diensthandys ihre Telefonnummern zusammen mit Datteln und Mokka an die Bewohnerschaft der Flüchtlingsunterkunft Quitte. Darüber hinaus versuchten die befragten Einrichtungen, über alle verfügbaren digitalen Kommunikationskanäle mit ihren Zielgruppen in Verbindung zu bleiben. So wurden etwa Informationen auf die Homepage gesetzt, Mailinglisten und Newsletter bedient, Social-Media-Plattformen genutzt oder Chatgruppen und Videocalls über Messenger-Dienste initiiert. Eine effektive Strategie war hierbei, die Wahl der Kommunikationsmittel an den Medien auszurichten, die von den Zielgruppen alltäglich genutzt werden. Der Jugendclub im Soldiner Kiez berichtet beispielsweise: *„Wir haben die Kanäle genommen, die die Jugendlichen angeboten haben, also wir haben einfach mit dem gearbeitet, worüber die erreichbar waren, wie Instagram oder WhatsApp. Das hat die Sache vereinfacht"* (Soko 116, SK).

Viele der befragten Einrichtungen sattelten bei der Zielgruppenkommunikation aber nicht gänzlich auf digitale Kanäle um. Auch analoge Wege der Ansprache wurden im Lockdown bewusst weiterverfolgt, mit dem Wissen darum, dass nicht alle Menschen im Kiez gleichermaßen digital zu

Abbildung 29: Viele Stadtteileinrichtungen, wie auch der Abenteuerspielplatz und Kinderbauerhof Waslala im Kosmosviertel, haben im Lockdown bei der Zielgruppenkommunikation verstärkt soziale Medien eingesetzt (Fotos: vhw e. V.)

erreichen sind und dies von technischen und finanziellen Möglichkeiten (z. B. Ausstattung mit Geräten, verfügbares Handy-Guthaben) genauso wie von persönlichen Kompetenzen und Affinitäten abhängig ist. Verschiedene Akteure boten daher trotz Pandemie und Lockdown Gelegenheiten für Gespräche auf Abstand und draußen, betrieben aufsuchende Arbeit im Sozialraum, warfen Briefe ein oder riefen einzelne Haushalte direkt an. Analoge und digitale Formen der Zielgruppenansprache wurden also in beiden Kiezen gezielt kombiniert. Bereits aufgebaute soziale Netzwerke (z. B. bei Social-Media-Plattformen) oder vorhandene Kontaktdaten wie E-Mail-Adressen oder Telefonnummern machten es den befragten Einrichtungen erheblich leichter, unter den veränderten Rahmenbedingungen zu ihren Zielgruppen den Kontakt aufzunehmen und weiter zu pflegen. Allerdings lagen den Akteuren die nötigen Informationen für die direkte (digitale) Ansprache oftmals nicht vor, auch aus Datenschutzgründen. Mailinglisten, Telefonrundrufe oder Chatgruppen konnten in diesen Fällen nicht einfach initiiert werden, was die Erreichbarkeit der Zielgruppe in der Pandemiesituation deutlich erschwerte. Die Akteure vom Jugendclub im Kosmosviertel beispielsweise waren deshalb mit Beginn des Lockdowns noch einmal vor Ort, um die Handynummern der Jugendlichen für eine gemeinsame WhatsApp-Gruppe aufnehmen zu können. Damit hatten sie *„von Anfang an, vom ersten Tag eigentlich, einen Kontakt"* (Outreach, KV), sodass die wechselseitige Erreichbarkeit unter den neuen Umständen sichergestellt war. Zusätzlich wurde der Link zur WhatsApp-Gruppe auf die Homepage gestellt, womit sich weitere Jugendliche aus dem Kiez selbst in die Gruppe einladen konnten.

Nach Ansicht vieler Akteure erwiesen sich Social-Media-Plattformen und Messenger-Dienste gerade in Zeiten von Kontaktbeschränkungen als nützliche und gut funktionierende Kommunikationsmittel – oder wie es das Quartiersmanagement im Soldiner Kiez formuliert: *„Das waren unsere Waffen"* (Quartiersmanagement, SK). Allerdings konnte sich nicht jede Einrichtung auf Anhieb entsprechende Kanäle für die Zielgruppenkommunikation zunutze machen. Während einige vor der Corona-Krise im Bereich digitaler Medien *„schon ganz gut aufgestellt waren"* (Soko 116, SK), wiesen andere hier eine Leerstelle auf, da es an Know-how und Social-Media-Affinität im Team fehlte. Erst der Lockdown mit seinen einschneidenden Veränderungen bei der Zielgruppenerreichbarkeit sorgte dafür, dass sich die betreffenden Einrichtungen gegenüber solchen Medien öffneten. So schlug auch das Familienzentrum im

Abbildung 30: Neben digitalen wurden auch analoge Wege genutzt, um im Lockdown den Kontakt zu den Zielgruppen zu halten (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 31: Im ersten Lockdown haben die Quartiersmanagements u. a. Rundgänge im Quartier unternommen, um mit den Menschen vor Ort in Kontakt zu bleiben und Unterstützungsbedarfe zu erfahren (Foto: vhw e. V.)

Kosmosviertel mit Inkrafttreten der Kontaktbeschränkungen neue Wege bei der digitalen Kommunikation ein und erstellte erstmals einen Facebook-Account, um zu ihren Besucherinnen und Besuchern *„wieder einen Draht herstellen zu können"* (Familienzentrum, KV). Dem Einsatz bestimmter Social-Media-Plattformen (wie z. B. Facebook) oder Messenger-Dienste (wie z. B. WhatsApp) standen jedoch teils datenschutzrechtliche Bedenken bzw. Bestimmungen der Träger entgegen (siehe auch Kapitel 5.1). Eine interviewte Person bringt das Dilemma auf den Punkt: *„Beides darf man eigentlich nicht nutzen, aber wenn man es nicht nutzt, hätte man keinen Kontakt zu den Menschen"* (Quartiersmanagement, KV). Aus diesem Grund waren einige Einrichtungen trotz der einschränkenden Vorgaben bei der Nutzung digitaler Kommunikationsmittel *„innovativ im Graubereich unterwegs"* (Outreach, KV), bei anderen wiederum wurden die Bestimmungen in der Krisensituation flexibler gehandhabt. Im befragten Jugendclub des Soldiner Kiezes habe man etwa vor der Pandemie über die Datenschutzgrundverordnung viel diskutiert, *„all das hat dann aber in der Corona-Krise keinen mehr so richtig interessiert, sondern es hieß nur: Kontakt halten und Kindeswohl gehen vor Datenschutz"* (Soko 116, SK).

Der Kontakt zur Zielgruppe über digitale Kanäle wurde hinsichtlich der Intensität und Qualität von den befragten Einrichtungen sehr unterschiedlich beschrieben. Einige bewerteten den Austausch als weniger intensiv und persönlich, ohne aber darin ein Defizit zu sehen, denn es sei allein entscheidend gewesen in einer solchen Ausnahmesituation mit der Zielgruppe überhaupt weiter in Kontakt zu stehen. Andere dagegen machten mit der digitalen Kommunikation überraschend positive Erfahrungen, wie etwa die Akteure der Jugendarbeit aus beiden Kiezen. Durch Formate wie Videocalls sei während des Austauschs eine neue Mischung aus Nähe und Distanz, von Intimität und Anonymität entstanden. Dabei sei es interessant zu sehen gewesen, *„dass Jugendliche tatsächlich mit uns intensive Gespräche geführt haben und auch Dinge erzählten, die sie so vielleicht hier am Tisch gar nicht erzählt hätten"* (Outreach, KV). Auch die schriftliche Kommunikation über WhatsApp o. ä. habe unerwartete Vorzüge ge-

habt, wurde sie etwa genutzt um schwierige Themen nicht face-to-face anbringen zu müssen und trotzdem um Hilfe bitten zu können. Diese Art der Kommunikation mache es mitunter einfacher, in Ruhe zu überlegen, wie man etwas formuliert, und selbst einen passenden Moment zu wählen, um die Antwort zu lesen. Trotz dieser positiven Erfahrungen stellte der verstärkte digitale Austausch speziell die Akteure aus dem Jugendbereich vor neue Herausforderungen, denn auf einmal musste ein Umgang mit Problemen wie Hate Speech, Cybergrooming oder dem Recht am eigenen Bild gefunden werden. Der Jugendclub Soko 116 im Soldiner Kiez berichtet etwa, dass sie bisher bei diesen Themen nur *„am Rande des Spielfelds"* (Soko 116, SK) gestanden haben, nun aber seien sie direkte Beteiligte. Für Chatgruppen etablierten sie daher eine Moderation, außerdem wurden eine Etikette und Regeln für den digitalen Umgang miteinander vereinbart.

Wenngleich die befragten Einrichtungen sich bei der Zielgruppenkommunikation nach ihren Möglichkeiten an die veränderten Rahmenbedingungen angepasst und neue Wege erprobt haben, konnte der Kontakt zu einigen Personenkreisen während des ersten Lockdowns nur bedingt aufrechterhalten werden. Mitunter seien Teile der Zielgruppe *„komplett abgetaucht"* (Soko 116, SK) oder *„überhaupt nicht mehr zu greifen"* (Outreach, KV) gewesen, wie speziell die Jugendeinrichtungen in den untersuchten Kiezen berichten. Gerade bei Personen, zu denen es ohnehin schwer gewesen sei Verbindungen aufzubauen, habe man unter Corona-Bedingungen kaum eine Chance gehabt, den Kontakt zu halten. Darüber hinaus habe besonders die Verbindung zu denen gelitten, *„die noch nicht digitalisiert sind"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, KV), darunter vor allem ältere Menschen und Kinder. Nicht zuletzt sei der Kontakt zu Personen verloren gegangen, die bislang nur über den offenen Bereich der Einrichtungen flüchtig bekannt waren.

Festzuhalten bleibt aber, dass die befragten Einrichtungen in beiden Kiezen äußerst bemüht waren, nach Inkrafttreten des ersten Lockdowns den Kontakt zu ihren Zielgruppen wiederherzustellen. Dies war ein wichtiger Schritt, um den Menschen im Kiez in dieser Ausnahmesituation unterstützend zur Seite stehen zu können. Den Kontakt unter den veränderten Gegebenheiten herzustellen, verlangte von den Akteuren jedoch erhebliche Anpassungsleistungen, basierte doch der Zielgruppenkontakt vor Pandemiebeginn fast ausschließlich auf der offenen Komm-Struktur der Einrichtungen. Neue Kommunikationswege mussten deshalb erst gefunden werden, die für sie selbst, aber auch für ihre Zielgruppen praktikable und geeignete Alternativen darstellten. Digitale Kanäle, besonders Social-Media-Plattformen und Messenger-Dienste, waren oft das Mittel der Wahl. Auf diese Kanäle ad hoc umzustellen, war einigen Einrichtungen jedoch nicht möglich, denn so war die digitale Zielgruppenkommunikation bisher kaum gelebte und eingeübte Praxis – aus unterschiedlichen Gründen (z. B. fehlende Kompetenzen im Team, Datenschutzfragen, keine vorhandenen Kontaktdaten für die digitale Ansprache). Trotzdem gab die Krise in verschiedenen Einrichtungen den Anstoß dafür, sich des Themas anzunehmen und neue Kanäle und Formate zu erschließen. Kreativität und Flexibilität waren aber auch bei analogen Formen der Ansprache gefragt. So war den Einrichtungen schnell klar, dass in den Nachbarschaften bei weitem nicht alle auf digitalem Wege zu erreichen sind und sich nur über ein crossmediales Vorgehen *„Kontakt auf verschiedenen Levels"* (Outreach, KV) herstellen lässt. Für Einrichtungen, die bereits über soziale Netzwerke (bei Social-Media-Plattformen oder Messenger-Diensten) oder Verteiler (wie Mailinglisten oder Newsletter) verfügten, war es in der Lockdown-Situation wesentlich einfacher, den Kontakt zur Zielgruppe zu halten. Die Erreichbarkeit zu jenen Teilen der Zielgruppe wiederherzustellen, die in dieser Phase aus dem Blickfeld geraten sind, nehmen die Akteure in den Kiezen als die nächste herausfordernde Aufgabe wahr.

5.3 Unterstützung organisieren: Angebote an veränderte Bedarfe und Rahmenbedingungen anpassen

Obwohl die Umstellungen der internen Arbeitsläufe und der Zielgruppenkommunikation zu Beginn des ersten Lockdowns für die befragten Einrichtungen bereits sehr beanspruchend waren, schafften sie es binnen kürzester Zeit verschiedene Hilfs- und Unterstützungsangebote in ihren Kiezen zu organisieren, um der ungewohnten Herausforderung einer Pandemie vor Ort zu begegnen. Mit den Aktivitäten reagierten die Akteure auf akute Bedarfe in den Quartieren, immer mit dem Ziel, den Bewohnerinnen und Bewohnern die Bewältigung des Alltags im Lockdown zu erleichtern und negative Folgewirkungen der Krise abzumildern. Insbesondere folgende Aktivitäten wurden in der Anfangszeit umgesetzt:

(1) Bereitstellen von Informationen: Das neuartige Coronavirus löste in den untersuchten Quartieren allgemein große Verunsicherungen aus (siehe Kapitel 4.2). Viele der befragten Einrichtungen waren deshalb darum bemüht, die Menschen vor Ort über die bis dahin unbekannte Krankheit Covid19 zu informieren und zugleich über entsprechende Verhaltensregeln aufzuklären, die Schutz vor dem Virus

bieten und die Pandemie eindämmen. Weiterhin wurden Übersichten zu wichtigen Telefonnummern und Hotlines (für Hilfe, Beratung oder für den Notfall) zusammengestellt. Um die Informationen zugänglich zu machen, nutzten die Akteure analoge wie digitale Verbreitungswege. So wurden etwa in beiden Quartieren Aushänge gemacht und Flyer verteilt oder entsprechende Informationen auf den Internetseiten vieler Einrichtungen bereitgestellt bzw. über die jeweils verwendeten Social-Media-Kanäle und Messenger-Dienste geteilt. Speziell für die Kinder und Jugendlichen, so der Jugendclub im Kosmosviertel, haben sie viel Mühe investiert, um vorhandene Informationen *„zu filtern und kindgerecht zu erklären"* (Medienetage, KV). Für das Bereitstellen von Informationen in einer solchen Krisenzeit haben sich einige Akteure eine zentrale Informationsfläche im Quartier gewünscht (digital wie analog), die als eine Art *„Kiezkoordinator"* (Quartiersmanagement, KV) bzw. *„Not-Info-Stelle"* (Medienetage, KV) den Menschen vor Ort einen niedrigschwelligen Zugang zu wichtigen Hinweisen oder Auskünften bietet.

(2) Auffangen akuter Beratungsbedarfe: Die Pandemie und die Lockdown-Situation sorgten bei vielen Haushalten in den betreffenden Quartieren für zusätzliche Belastungen. Nicht wenige sind durch Kurzarbeit oder Arbeitslosigkeit finanziell in Notlage geraten und/oder durch das Schließen von Kitas und Schulen bei der Organisation des (familiären) Alltags an ihre Grenzen gestoßen (siehe Kapitel 4.1, 4.2). Hinzu kam, dass öffentliche Stellen in den Kiezen – wie etwa Jobcenter, die Ausländerbehörde oder das Wohnungsamt – telefonisch wie digital in dieser Zeit kaum zu erreichen waren und die Bearbeitung von Anträgen nicht ohne weiteres erfolgen konnten (siehe Kapitel 4.2). All dies führte in den Quartieren zu einem erhöhten Beratungs- und Unterstützungsbedarf. Die Kiezakteure waren in dieser Situation als Ansprechpersonen dringend gefragt, denn für viele Menschen vor Ort waren sie die einzigen noch zugänglichen Stellen, an die sie sich mit ihren Fragen und Sorgen wenden konnten. Die Vor-Ort-Akteure versuchten, die akuten Beratungsbedarfe aufzufangen, auch um den Ausfall der öffentlichen Stellen soweit wie möglich zu kompensieren. Verschiedene Einrichtungen berichten, dass sie *„viel Einzelberatung"* (Infopoint Alleinerziehende, KV) oder *„Eins-zu-Eins-Betreuungen"* (Base 24, KV) geleistet haben. Die Beratungen wurden meist telefonisch, teils aber auch per Video-Chat oder im Freien abgehalten. Insgesamt konnten die Akteure ihre Beratungsangebote schnell an die veränderten Umstände anpassen: *„Innerhalb einer Woche haben wir schon alles umgestellt, was umzustellen ging, wir haben alle unsere Beratungsangebote telefonisch weitergemacht und waren so für die Menschen da"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK).

(3) Unterstützung beim Homeschooling: Das Homeschooling war in beiden Kiezen für Haushalte mit schulpflichtigen Kindern einer der zentralen Stressoren im Pandemie-Alltag, gerade im ersten Lockdown (siehe Kapitel 4.3). Ein Großteil der Akteure in den untersuchten Quartieren beteiligte sich deshalb daran, das Homeschooling möglich zu machen und die betroffenen Haushalte bei dieser Aufgabe zu unterstützen. Viele Einrichtungen, gerade zu Beginn, halfen beim Ausdrucken von Schulunterlagen aus und stellten PC und Drucker zur Verfügung. Auch boten einige Akteure technischen Support, beispielsweise bei Fragen rund um die Nutzung der Schul-App oder die Installation bestimmter Programme. Darüber hinaus stellten manche auch einen ruhigen Ort oder Endgeräte zum Arbeiten zur Verfügung. Außerdem unterstützten sie bei inhaltlichen Nachfragen zu Schulaufgaben oder boten (teilweise digitale) Hausaufgabenhilfe an. Dieses *„Einspringen der freien Träger"* (Outreach, KV) bei organisatorischen und technischen Fragen und die geleistete *„schulische Unterstützungsarbeit"* (Soko 116, KV) war für die Umsetzung des Homeschoolings in den Quartieren – speziell während des ersten Lockdowns – von großer Bedeutung. Wegen des Wegfalls des Schulessens in dieser Zeit organisierten Akteure im Kosmosviertel zusätzlich noch mit dem Projekt „Restlos glücklich" ein kostenfreies Essensangebot, das besonders finanziell schlechter gestellten Familien einen Ausgleich bieten sollte.

(4) Organisation von Nachbarschaftshilfe: Um den Menschen vor Ort einen niedrigschwelligen Zugang zu weiteren Unterstützungsleistungen zu eröffnen und ihnen die Alltagsbewältigung im Lockdown zu erleichtern, wurden auf Initiative der Stadtteilakteure in kurzer Zeit Nachbarschaftshilfen in beiden Quartieren aufgebaut. Diese sollten besonders auch Personen zugutekommen, die zu Risikogruppen gehören und/oder über keine sozialen Netze im Quartier verfügen (siehe Kapitel 4.4). So richtete beispielsweise die Freiwilligenagentur im Soldiner Kiez eine Hotline ein, bei der sich Menschen melden konnten, die Hilfe brauchten oder die Hilfe anbieten wollten. Die

Freiwilligenagentur koordinierte die Anfragen und stellte die Kontakte her. Im Kosmosviertel initiierte das Quartiersmanagement für jeden Wohnblock der Großwohnsiedlung sogenannte Hauspatenschaften. Innerhalb einer Woche fanden sich über 30 Freiwillige, die als Paten und Patinnen die Koordination der Nachbarschaftshilfe in einem Hausaufgang übernahmen und beispielsweise Einkaufsdienste organisierten. Im Kosmosviertel starteten die Vor-Ort-Akteure im Rahmen der Nachbarschaftshilfe noch weitere Aktionen, etwa zum Nähen von Alltagsmasken oder ein Spiele- und Kinderbücherverleih auf Spendenbasis. Die Bereitschaft der Bewohnerinnen und Bewohner, sich in solche Aktivitäten einzubringen und sich in der Nachbarschaft zu engagieren, war nach Aussage der Befragten in beiden Kiezen sehr hoch. Das Angebot an Hilfe war teils größer als die Nachfrage.

Diese *„Sofort-Maßnahmen"* (Quartiersmanagement, KV) wurden in beiden Quartieren von den Vor-Ort-Akteuren mit hohem Tempo angegangen. Gleichzeitig waren sie aufgrund der pandemischen Ausnahmesituation gezwungen, sämtliche Regelangebote zunächst einzustellen – ob Elterncafé, Familienfrühstück, Street-Dance-Gruppe, Bastelworkshop oder Spieletreff. Betroffen waren speziell Angebote, die einen Gruppencharakter hatten, auf physische Präsenz ausgelegt waren und sich in geschlossenen Räumen abspielten. Digitale Angebote oder die Nutzung quartiersbezogener Freiräume für Aktivitäten spielten bislang kaum eine Rolle. Erst durch die Pandemie bestand plötzlich die Notwendigkeit, sich mit alternativen Umsetzungsmöglichkeiten auseinanderzusetzen und gewohnte Pfade bei der Angebotsgestaltung zu verlassen. Viele der befragten Einrichtungen ergriffen hier schnell die Initiative und begannen, ihr bisheriges Angebot an die veränderten Rahmenbedingungen anzupassen.

Abbildung 32: In den Untersuchungsgebieten unterstützen die Stadtteilakteure den Aufbau von Nachbarschaftshilfen, wie das Hauspaten-Projekt vom Quartiersmanagement Kosmosviertel und des Wohnungsunternehmens Stadt und Land exemplarisch zeigt (Foto: vhw e. V.)

Das Überführen von Angeboten in den digitalen Raum war dabei ein zentraler Ansatz. So wurden etwa Koch- und Nähkurse, Sport- und Musikangebote, Mutter-Kind- und Sprachlern-Gruppen oder Informations- und Bildungsangebote während des ersten Lockdowns mithilfe digitaler Medien umgesetzt. Insbesondere die Akteure der Kinder- und Jugendarbeit beider Kieze machten ihre üblichen Angebote online verfügbar und entwickelten zugleich neue digitale Formate – jeweils angepasst an die Interessen der eigenen Zielgruppen, um den Alltag im Lockdown erträglicher zu machen und Beschäftigungsmöglichkeiten zu bieten. So wurden etwa Videogrüße oder Anleitungen für Aktivitäten zuhause gedreht und über die eigene Homepage, den privaten YouTube-Kanal oder den eigenen Blog geteilt. Auch Angebote mit interaktivem Charakter fanden statt. Beispielsweise gab es Live-Chats per Instagram, Facebook oder WhatsApp. Zudem wurden Koch-, Bastel- oder Hip-Hop-Kurse zum Mitmachen sowie online E-Gaming-Treffen, Fifa-Turniere oder Quiz-Duelle per Zoom durchgeführt. Besonders die Einrichtung Base 24 im Kosmosviertel verwandelte sich während des ersten Lockdowns in ein *„virtuelles Jugendzentrum"* (Outreach, KV). Über den ganzen Tag waren hier für Kinder und Jugendliche Angebote online verfügbar, und dies *„für alle vorhandenen Interessen, jeder konnte gucken und machen, worauf er gerade Bock hat"* (Medienetage, KV). Die Bemühungen der Akteure konzentrierten sich aber nicht nur auf das Entwickeln digitaler Angebotsformate. Beispielsweise richteten einige Akteure auch Abhol-Systeme ein, mit denen weitere Beschäftigungsangebote – speziell für Familien – in den Kiezen geschaffen wurden. Der Abenteuerspielplatz Waslala im Kosmosviertel etwa schnürte Bastelpakete und Essenstüten zum Abholen, die dazugehörigen Bastel- und Kochanleitungen wurden im eigenen Blog online eingestellt.

Abbildung 33: Die Einrichtung Base 24 im Kosmosviertel verwandelte sich im ersten Lockdown in ein virtuelles Jugendzentrum (Foto: vhw e. V.)

Abbildung 34: In den untersuchten Kiezen konnten nicht alle sozialen Angebote während des ersten Lockdowns ins Digitale überführt werden und fielen damit temporär weg (Foto: vhw e. V.)

Wie verschiedene Einrichtungen herausstellen, brachte die notgedrungene Anpassung der Angebote an die pandemische Ausgangslage einige Lerneffekte mit sich. So habe man sich *„in Nischen begeben, die man sonst nicht genutzt hätte"* (ASP Waslala, KV), und dabei *„viel über Angebotsformate gelernt, auch für nach Corona"* (Casa-Dar, SK). Zudem sei man *„technisch fitter"* (Familienzentrum, KV) geworden. Gerade in dem entstandenen *„Digitalisierungsdruck"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK) sehen einige einen Gewinn, schließlich sei der soziale Bereich in puncto Digitales bisher *„kein Vorreiter"* (FamilienZentrum, SK) gewesen. Die Pandemie habe jedoch nochmals gezeigt, *„dass wir als Einrichtungen uns hier neu aufstellen müssen"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK). Von den jetzigen Digitalisierungsschritten bei den Angeboten werde man daher *„in den nächsten Jahren profitieren können"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK) – so zumindest die Hoffnung. Einzelne Einrichtungen sind aber trotz mancher Innovationen weiterhin mit digitalen Angeboten und damit verbundenen Technikanforderungen *„nicht wirklich warm geworden"* (Familienzentrum, KV), weil Kompetenzen oder datenschutzkonforme Nutzungsmöglichkeiten fehlten. So waren bei der Entwicklung digitaler Angebotsformate – wie schon bei der Zielgruppenkommunikation (siehe Kapitel 5.2) – eben jene Stadtteilakteure im Vorteil, die genau darüber verfügten. Die Einrichtung Base 24 im Kosmosviertel etwa konnte mit dem initiierten Online-Jugendclub digital *„nur vorne mit dabei sein"* (Base 24, KV), da das *„nötige technische Know-how"* (Base 24, KV) im Team direkt vorhanden war.

Trotz der weitreichenden Umstellungen ließen sich nicht alle Angebote unter den veränderten Rahmenbedingungen fortführen – auch deshalb, weil sich nach Ansicht der Akteure nicht jedes Format für den digitalen Austausch eignet. So entfielen im ersten Lockdown vor allem Begegnungsangebote wie offene Treffs, Cafés oder Straßenfeste: *„Das war ganz bitter"* (Kiezladen WAMA, KV), sind dies doch sonst für viele Menschen in den Quartieren Angebote, die ihnen soziale Teilhabe und nachbarschaftlichen Austausch im Lebensalltag ermöglichen. Auch der Seniorenclub im Kosmosviertel transferierte seine Begegnungsaktivitäten nicht in den digitalen Raum, sodass kein alternatives Angebot in der Zeit stattfand. Darüber hinaus erzeugten

die initiierten digitalen Angebote nicht immer die erhoffte Resonanz bei den Zielgruppen. Hierbei stellte sich in beiden Quartieren die Zugänglichkeit solcher Angebote als Problem heraus. Eine Gesprächsperson resümiert: *„Nicht alle im Kiez haben zuhause die technischen Möglichkeiten, jetzt mal eben an dem Angebot oder Kurs online mitzumachen"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK). Bei Jugendlichen kamen noch weitere Hürden hinzu. Nicht nur mussten sie sich oft Endgeräte mit Geschwistern teilen oder mit einem begrenzten Handy-Guthaben auskommen, auch fehle es für die Teilnahme mitunter an Privatsphäre, da sie zuhause aufgrund beengter Wohnverhältnisse keinen ungestörten Rückzugsort haben. Wenngleich digitale Angebote nicht für alle in den betreffenden Kiezen eine niedrigschwellige Alternative darboten, sahen die befragten Einrichtungen darin eine hilfreiche Lösung, um in der Stadtteilarbeit die Phase des Lockdowns zu überbrücken. Einig war man sich darüber hinaus in dem Punkt, dass bei der künftigen Angebotsgestaltung digitale Formate eine sinnvolle Ergänzung sind, sie aber analoge Formate nicht ersetzen können: *„Unsere Arbeit, die eigentlich auf diesen persönlichen Begegnungen beruht, das geht nicht nur digital. Man braucht diesen direkten Kontakt zu den Menschen"* (Stadtteilkoordination Osloer Straße, SK).

Mit den Lockerungen der Kontaktbeschränkungen im Sommer 2020 änderten sich für die Einrichtungen erneut die Vorzeichen für die Angebotsgestaltung. Mit der Aussicht auf Wiederöffnung hatten alle zum Ziel, schnellstmöglich zum Präsenzbetrieb zurückzukehren und wieder vor Ort Treffen oder Beratungen für ihre Zielgruppen anzubieten. Allerdings war die Rückkehr zu Präsenz-Aktivitäten unter pandemischen Bedingungen für die Stadtteilakteure mit erheblichen Anstrengungen verbunden. So galt es zunächst, Hygienekonzepte für die eigene Einrichtung zu entwickeln, extra Reinigungseinheiten durchzuführen oder Räumlichkeiten nach Hygienevorgaben herzurichten (u. a. Plexiglas-Spuckschutz bei Beratun-

Abbildung 35: Hygienekonzepte ermöglichten die Rückkehr zu Präsenz-Aktivitäten – jedoch waren ihre Konzeption und Umsetzung mit bürokratischem, zeitlichem und finanziellem Aufwand verbunden (Fotos: vhw e. V.)

gen, Bereitstellen von Einwegmasken und Desinfektion für Gäste, Vermeidung von Wartesituationen). Die Umsetzung der erforderlichen Hygienemaßnahmen war aus Sicht der befragten Akteure *„wirklich herausfordernd"* (Infopoint Alleinerziehende, KV) und brachte zusätzlichen bürokratischen, zeitlichen und finanziellen Aufwand mit sich. Insbesondere die immer wieder notwendige Anpassung erstellter Konzepte und eingeführter Maßnahmen an neue Hygieneverordnungen war gerade für die größeren Einrichtungen in den untersuchten Kiezen eine Kraftanstrengung: *„Es war sehr, sehr stressig und wir haben gemerkt, wir kommen auch an unsere Grenzen. Es war ja wirklich so viel zu beachten"* (Base 24, KV). Hinzu kam, dass die Regeln oftmals sehr allgemein gehalten waren und zunächst in Bezug auf die eigene Einrichtung interpretiert und ausgelegt werden mussten, was vielfach zu Verunsicherungen und organisatorischen Fragen führte. In einem Gespräch wird etwa festgehalten: *„Vor allem am Anfang, da haben wir sehr geschwommen: was können wir machen, was können wir nicht machen? Da haben wir auch keine klare Ansage vom Senat bekommen und mussten das nach eigenem Ermessen regeln"* (NachbarschaftsEtage, SK). Die Stadtteilakteure hätten sich hier mehr Unterstützung von den verantwortlichen Stellen auf übergeordneter Ebene gewünscht.

Teilweise folgten aus dem zusätzlichen Aufwand für die Umsetzung der Hygienemaßnahmen Ressourcenkonflikte. So standen im Jugendclub Base 24 im Kosmosviertel beispielsweise nicht mehr genügend Kapazitäten zur Verfügung, um das aufgebaute digitale Angebot so intensiv wie während des Lockdowns mitzupflegen. Darüber hinaus seien alle Angebotsplanungen nun mit einer *„große[n] Raumfrage"* (NachbarschaftsEtage, SK) verbunden, da man durch die Abstandsregeln viel weniger Menschen bedienen könne. Es sei wegen der Auflagen alles *„entzerrt"* (NachbarschaftsEtage, SK) worden, wodurch aber nun viel weniger Menschen die Angebote nutzen könnten. Eine interviewte Person beschreibt das Dilemma wie folgt: *„Uns als Familienzentrum wurde so ein bisschen das Herzstück weggenommen. Unser Schwerpunkt lag auf niedrigschwelligen Angeboten, da hatten wir manchmal hundert Leute an einem Nachmittag da. Das ist in diesen Zeiten undenkbar, dass das bald wieder gehen soll"* (Familien-Zentrum, SK). Wenn nicht ausreichend große Räumlichkeiten in den Einrichtungen zur Verfügung standen, behalfen sich die Akteure mit der Mehrfachdurchführung ihrer Angebote in kleineren Gruppen. Für die Angebote galten dann teils begrenzte Zeitfenster, damit möglichst viele Menschen (nacheinander) teilhaben konnten. Mit den steigenden Temperaturen ab Sommer verlegten schließlich verschiedene Einrichtungen möglichst viele Angebote nach draußen *„an die frische Luft"* (Casa-Dar, SK), *„immer aus der Idee heraus, es macht unsere Angebote leichter umsetzbar, weil die Ansteckungsgefahr draußen geringer ist, weil wir keine Flächendesinfektion machen müssen und, und, und"* (Soko 116, SK). Dies gestaltete sich vor allem für jene Einrichtungen einfach, die über ein eigenes Außengelände verfügten. Andere wichen in die öffentlichen Freiräume der Quartiere aus – mit dem positiven Effekt, dass Angebote für die Menschen in den Kiezen eine neue Sichtbarkeit erfuhren, fand Stadtteilarbeit vor der Pandemie doch meist ‚indoor' statt.

Letztlich weisen die befragten Akteure darauf hin, dass die pandemiebedingten (Hygiene-)Verordnungen den niedrigschwelligen Charakter der Einrichtungen spürbar beeinträchtigt hätten. Vor Beginn der Corona-Krise legte man sehr viel Wert auf eine offene Komm-Struktur der Einrichtungen. Auch achtete man auf Angebote ohne *„irgendwelche Zugangsschwellen"* (SprInt, SK), um eine barrierearme Teilnahmemöglichkeit zu gewährleisten. Das Familienzentrum im Kosmosviertel beispielsweise machte in erster Linie Angebote, *„die so niedrigschwellig sind, dass sie erstmal fast gar nichts beinhalten, also augenscheinlich"* (Familienzentrum, KV) – schon das Ankündigen von Inhalten oder die Bitte um Anmeldung würde sich erfahrungsgemäß negativ auf das Teilnahmeverhalten auswirken. Allerdings verlangten die (Hygiene-)Verordnungen zum damaligen Zeitpunkt eine Voranmeldung für Angebote oder die Angabe von Kontaktdaten und sorgten damit für einen deutlichen Verlust von Niedrigschwelligkeit. Gerade im Kinder- und Jugendbereich wirkte sich dies auf die Erreichbarkeit der Zielgruppe negativ aus. So stellt etwa die interviewte Person vom Abenteuerspielplatz Waslala im Kosmosviertel fest: *„Ich habe auch gemerkt, dass dann einige Kinder auf der Strecke geblieben sind. Es erfordert schon einiges, einen Zettel mitzunehmen, den zuhause unterschreiben zu lassen und wieder mitzubringen. Das schaffen einige Kinder nicht, und manche der Eltern auch nicht"* (ASP Waslala, KV). Genau wie die vorherige Umstellung auf digitale Angebote blieb also auch die Rückkehr in Präsenz-Angebote aufgrund der pandemiebedingten Auflagen nicht folgenlos für die Erreichbarkeit der Zielgruppen.

Insgesamt zeigt sich, dass die Stadtteilakteure besonders in der Anfangszeit der Pandemie ein wichtiger stabilisierender Faktor in den untersuchten Kiezen waren. Sie initiierten ad hoc Aktivitäten in den Nachbarschaften, reagierten auf Bedarfe und Problemlagen, organisierten Hilfe und Unterstützung und standen als Ansprechpersonen weiterhin zur Verfügung, während viele öffentliche Stellen nicht mehr zu erreichen waren. Trotz begrenzter

Ressourcen – zeitlich wie personell – und teils unklarer Vorgaben für die Gestaltung der Stadtteilarbeit unter pandemischen Bedingungen war es ihnen darüber hinaus möglich, ihre Angebote kontinuierlich an sich immer wieder verändernde Rahmenbedingungen anzupassen. Die Einrichtungen bewiesen damit ein hohes Maß an Flexibilität, schließlich waren sie durch die Beschränkungen besonders betroffen, da ihre Arbeitsweisen und Angebote bislang maßgeblich auf dem physischen Kontakt zwischen Menschen aufbauten. Die Krise war zugleich Anstoß für Innovationen. So stand plötzlich das Entwickeln und Erproben von Online-Angeboten auf der Agenda vieler Einrichtungen. Wie reaktionsstark die Akteure hier agieren konnten, war abermals eine Frage von verfügbaren personellen Ressourcen, Kompetenzen und datenschutzrechtlichen Gestaltungsspielräumen (siehe Kapitel 5.1). Die Pandemieerfahrungen verdeutlichten außerdem: Stadtteilarbeit benötigt niedrigschwellige Angebote, ob analog oder digital. Online-Formate können Offline-Formate ergänzen, aber kaum ersetzen – einerseits, weil in den Kiezen nicht alle mit entsprechenden Endgeräten ausgestattet sind oder erforderliche Anwendungen bedienen können, und andererseits, weil sich nicht alle Formate für den digitalen Austausch eignen. Darüber hinaus scheint es ein lohnenswerter Ansatz zu sein, Quartiersarbeit noch häufiger und gezielter nach draußen zu verlagern, um für mehr Sichtbarkeit und eine leichtere Zugänglichkeit von Angeboten zu sorgen.

5.4 Akteursnetzwerke im Quartier aktivieren: eine zentrale Ressource für die Handlungs- und Reaktionsfähigkeit in der Krise

Angesichts der neuen Herausforderungen in der Quartiersarbeit suchten viele der befragten Einrichtungen den Austausch und die Zusammenarbeit mit anderen Stadtteilakteuren im Verlauf der Krise. Besonders in der Zeit des ersten Lockdowns trug die Vernetzung und Kooperation untereinander mit dazu bei, dass sich die Akteure rasch auf die veränderte Situation einstellen und Unterstützung in den Nachbarschaften organisieren konnten. Die Zusammenarbeit in der Krise profitierte maßgeblich davon, dass bereits stabile, quartiersbezogene Akteursnetzwerke existierten. In beiden Kiezen gibt es verschiedene Vernetzungs- und Austauschstrukturen (u. a. Arbeitskreise, Trägerrunden, Quartiersrat), weshalb schon vor der Pandemie der Kontakt zwischen den Einrichtungen *„sehr eng und intensiv“* (SoKo 116, SK) gewesen sei. In der Krise konnte man daher von Beginn an auf *„etablierte und vertrauensvolle“* (Quartiersmanagement, KV) Beziehungen bauen, um sich den neuen Aufgaben zu stellen.

Der Kontakt zu anderen Einrichtungen wurde im ersten Lockdown größtenteils über Telefon und E-Mail fortgeführt, die üblichen formellen wie informellen Vor-Ort-Treffen entfielen hingegen infolge der Maßgabe des Social Distancing. Für den Austausch in größerer Runde etablierten sich stattdessen Meeting-Plattformen und Messenger-Dienste, allerdings standen auch hier die Akteure vor der Herausforderung, Plattformen bzw. Dienste zu finden, die alle Beteiligten nutzen konnten und mit den Datenschutzbestimmungen der jeweiligen Träger vereinbar waren (siehe auch Kapitel 5.1). Gleichermaßen erschwerten fehlende technische Mittel oder mangelndes Know-how (z. B. hinsichtlich der Einrichtung und Anwendung digitaler Dienste) bei manchen Akteuren die Teilnahme an gemeinsamen Online-Meetings. Insgesamt wurde der Kontakt mit anderen Einrichtungen von den meisten Akteuren als intakt und stabil, wenn auch teils als weniger intensiv beschrieben. Oder wie eine interviewte Person es formuliert: *„Der Kontakt war nicht ganz so gut wie vorher […]. Aber alle haben sich bemüht, über digitale Wege in Kontakt zu bleiben“* (BENN, KV). Einige haben sogar enger als üblich miteinander kooperiert und ihre Partnerschaften vertieft.

Besonders im Kosmosviertel zeigt sich, wie das Zusammenwirken der Stadtteilakteure ihre Handlungs- und Reaktionsfähigkeit in der Krise gestärkt hat. Die befragten Einrichtungen im Kiez standen schon vor Pandemiebeginn mit vielen Stadtteilakteuren in Verbindung. Übereinstimmend heben die Interviewten hervor, dass man im Quartier grundsätzlich *„sehr gut vernetzt“* (Outreach, KV) sei, alle *„ein offenes Ohr“* (Base 24, KV) hätten und man mit verschiedenen Einrichtungen zusammenarbeite. Diese gute Vernetzung im Kosmosviertel wird dabei auf mehrere Faktoren zurückgeführt: den überschaubaren Quartierskontext hinsichtlich Größe und Akteurslandschaft, die personelle Kontinuität bei den Einrichtungen, regelmäßig stattfindende Trägerrunden, aber auch wiederkehrende informelle Kontakte im Alltag, begünstigt durch die räumliche Nähe. *„Dadurch, dass alle Einrichtungen quasi nur ein paar Meter voneinander entfernt sind, kriegt man ja auch viel mit. Ich sehe immer irgendjemanden oder laufe jemandem über den Weg, und dann tauscht man sich natürlich auch kurz aus“* (Base 24, KV). Eine zentrale Rolle für die Vernetzung und Kooperation im Stadtteil kommt darüber hinaus dem über das Programm Sozialer Zusammenhalt eingerichteten Quartiersmanagement zu, das im Kiez bereits seit einigen Jahren gezielt Netzwerkarbeit betreibt und für die Koordination der Vernetzungsrunden zuständig ist. Das Team *„arbeitet mit allen Einrichtungen zusammen“* (Quartiersmanagement, KV) und ist für die Vor-Ort-Akteure eine wichtige Anlaufstelle, wenn sie Unterstützung bei der Umsetzung von Stadtteilaktivitäten suchen.

Als die Einrichtungen im Kosmosviertel mit Inkrafttreten des ersten Lockdowns plötzlich zu einem neuen Arbeitsmodus finden mussten, erwiesen sich die etablierten Kontakte zu anderen Stadtteilakteuren als äußerst nützlich. Mit Blick auf die ungewohnten Herausforderungen eröffneten die Kontakte nicht nur einen Raum für Erfahrungsaustausch (z. B. über Herangehensweisen bei der Zielgruppenarbeit). Sie ermöglichten es auch, im neuen Arbeitsalltag schnell und unkompliziert Hilfestellung zu erhalten. Eine zentrale unterstützende Instanz für die Vor-Ort-Akteure war auch in dieser Zeit das Quartiersmanagement. Das Team fragte in den Einrichtungen regelmäßig Bedarfe ab, half bei aufgetauchten Problemen weiter, informierte über Neuigkeiten oder beantwortete Fragen. Zudem richtete es eine WhatsApp-Gruppe mit Akteuren aus dem Quartiersrat ein, um umgehend Mitteilungen erhalten zu können, *„wo es im Kiez hakt“* (Quartiersmanagement, KV). Etliche Stadtteilakteure beschreiben das Quartiersmanagement in der Krisenzeit als sehr *„präsent“* (Infopoint Alleinerziehende, KV). Mit Beginn des Lockdowns habe es *„sofort umgeschaltet und geschaut: was können wir für euch machen?“* (Familienzentrum, KV). Die Akteure schätzen, dass es jederzeit ansprechbar war und versuchte, bei Unterstützungsbedarf schnell Lösungen zu organisieren. Neben dem Quartiersmanagement leisteten im Kosmosviertel aber noch weitere Einrichtungen in den Akteursnetzwerken wichtige Hilfestellungen – so etwa die Medienetage, die als Medienkompetenzzentrum im Bezirk Treptow-Köpenick für andere (Bildungs-)Einrichtungen beratend zur Verfügung steht und im Kosmosviertel zudem Angebote im Medienbereich für Kinder und Jugendliche bereitstellt. Für alle Fragen, die Technik und Digitalisierung betrafen, war sie gerade in Pandemiezeiten eine zentrale Ansprechpartnerin im Quartier. Sie half verschiedenen Einrichtungen, ihre Kommunikation und Angebote in den digitalen Raum zu verlagern, unterstützte bei der Suche nach geeigneten digitalen Tools und Diensten oder richtete für gemeinsame Trägerrunden im Quartier die Online-Konferenzräume ein. Insgesamt war die Medienetage im Kosmosviertel eine wichtige Stütze für die Quartiersarbeit in der Krise, da sie mit ihrem Know-how die Arbeits- und Kommunikationsfähigkeit der Stadtteilakteure wesentlich beförderte.

Abbildung 36: Im ersten Lockdown war das Quartiersmanagement Kosmosviertel die zentrale koordinierende Instanz in der gemeinsamen Stadtteilarbeit (Foto: vhw e. V.)

Zudem nutzten die befragten Einrichtungen im Kosmosviertel ihre Netzwerke, um ihre Zielgruppen in der Krise zu unterstützen und Hilfsangebote in den Nachbarschaften bereitzustellen. So wurden viele der bereits erwähnten Aktivitäten (siehe Kapitel 5.3) in Allianz mit anderen Stadtteilakteuren durchgeführt. Einige Beispiele: Bei der Umsetzung des Hauspaten-Projekts band das Quartiersmanagement das Wohnungsunternehmen Stadt und Land ein, sodass innerhalb einer Woche eine Nachbarschaftshilfe im Kiez aufgebaut werden konnte. Das BENN-Team nutzte die Kontakte zur Medienetage, um geflüchtete Kinder in der Unterkunft Quitte mit Tablets für das Homeschooling zu versorgen. Das Projekt Masken-Näh-Sets ging das BENN-Team wiederum mit dem Kiezladen WaMa an, weil sich der zentral gelegene Laden als Ort zur Verteilung der Materialien an die Bewohnerschaft gut eignete. Oder mehrere Stadtteilakteure – darunter das Bürgerhaus Altglienicke, der Kiezladen WaMa und das Quartiersmanagement – schlossen sich mit dem örtlichen Supermarkt und dem Restlos glücklich e. V. zusammen für die Organisation des Projekts „Kosmos to go – Kostenfreies Mittagessen zum Mitnehmen", das sich an Familien richtete, die aufgrund des weggefallenen Schulessens im Lockdown an ihre finanziellen Grenzen kamen. Generell erleichterte die Zusammenarbeit die Realisierung vieler Aktivitäten, denn so konnte man sich bei der Organisation und Umsetzung *„oftmals gut ergänzen"* (Outreach, KV) und von Synergieeffekten profitieren. Durch die gegenseitige Unterstützung war es den Vor-Ort-Akteuren schließlich möglich, *„schnell Nägel mit Köpfen zu machen"* (Infopoint Alleinerziehende, KV) und auf Bedarfe im Kiez *„unkompliziert und niedrigschwellig"* (Kiezladen WAMA, KV) reagieren zu können.

Ein wichtiger Impulsgeber für die gemeinschaftliche Umsetzung von Hilfsangeboten im Kosmosviertel während des ersten Lockdowns war abermals das Quartiersmanagement. Schon kurz nach Schließung der Einrichtungen für den Publikumsverkehr nahm es Kontakt zu den Mitarbeitenden auf und organisierte Vernetzungsrunden: *„Wir haben hier vor Ort versucht, das relativ stark zu koordinieren, […] haben Online-Meetings initiiert […] und versucht mit den Einrichtungen gemeinsam Sachen umzusetzen"* (Quartiersmanagement, KV). Das Team übernahm diese Rolle auch deshalb, weil die entsprechenden Stellen auf Bezirksebene hier ihren Aufgaben nicht nachkommen konnten, vor allem aufgrund von Einschränkungen bei der digitalen Kommunikation: *„Wir als Quartiersmanagement hatten einerseits die technischen Voraussetzungen und andererseits nicht so enge Vorgaben wie eine Behörde. Die Ämter hatten teilweise die klaren Vorgaben, dass sie keine Online-Konferenzen machen dürfen. Wenn das aber die Instanzen sind, die immer die Vernetzungsrunden organisieren, dann ist das äußerst hinderlich in so einer Zeit"* (Quartiersmanagement, KV). So führte das QM-Team im ersten Lockdown die Stadtteilakteure mehrmals online zusammen, um sich über die aktuelle Situation im Kiez und in den Einrichtungen auszutauschen. Für die Stadtteilarbeit waren die Treffen *„enorm wichtig, gerade in dieser Zeit"* (Quartiersmanagement, KV). Sie halfen, einen besseren Überblick zu Problemlagen im Kiez zu erhalten, Unterstützungsbedarfe bei geplanten Maßnahmen abzuklären und sich zu weiteren (gemeinsamen) Aktivitäten abzustimmen. Umso wichtiger wäre es daher nach Ansicht des Quartiersmanagements gewesen, *„wenn die Verwaltung auch in der Lage gewesen wäre, Austauschrunden durchzuführen oder zumindest daran teilzunehmen und nicht abzusagen"* (Quartiersmanagement, KV).

So hilfreich die Akteursnetzwerke für die Quartiersarbeit im Zuge der Pandemie auch waren, fällt auf, dass sowohl im Kosmosviertel als auch im Soldiner Kiez einzelne Einrichtungen in den Austausch weniger eingebunden waren. Darunter fallen – zumindest in der Anfangszeit der Krise – einzelne Wohnungsunternehmen oder Schulen in den jeweiligen Quartieren. Allerdings hätten diese, wie einige Befragte herausstellen, wertvolle Partner (etwa bei der Organisation von Hilfsangeboten) oder Multiplikatoren (etwa bei der Zielgruppenkommunikation) sein können. Gerade in Bezug auf die Schulen verweisen manche Akteure darauf, dass es für eine effektive Abstimmung und Koordination der Unterstützungsaktivitäten rund um das Homeschooling hilfreich gewesen wäre, wenn diese sich noch mehr in den gemeinsamen Austausch eingebracht hätten. Dies war den Schulakteuren jedoch oft nicht möglich, da die Organisation des Schulbetriebs unter Pandemiebedingungen sie ohnehin schon an ihre Kapazitätsgrenzen brachte. In diesem Zuge machen einige auf das Defizit aufmerksam, dass bereits vor der Pandemie nicht ausreichend personelle und zeitliche Ressourcen vorhanden gewesen seien, um an Vernetzungsrunden im Quartier teilzunehmen.

Festzuhalten bleibt aber, dass die quartiersbezogenen Akteursnetzwerke im ersten Lockdown eine wichtige Ressource bei der Krisenbewältigung vor Ort waren. Der Austausch und die Zusammenarbeit in den Netzwerken halfen den Stadtteilakteuren, sich an die veränderten Gegebenheiten anzupassen, handlungsfähig zu bleiben und auf Bedarfe im Kiez schnell reagieren zu können. Förderlich für das gemeinsame Agieren in der Krise war, dass bereits etablierte Kontakte zwischen den Einrichtungen existierten und es eine koordinierende Instanz im Stadtteil gab (z. B. Quartiersmanagement), welche die Akteure zusammenführte und eine verlässliche Anlaufstelle für Fragen

und Unterstützungsbedarfe war. Digitale Meeting-Plattformen und Messanger-Dienste erleichterten es auch hier, den gemeinsamen Austausch unter den veränderten Rahmenbedingungen zu organisieren. Dennoch lagen bei den Akteuren ungleiche Voraussetzungen vor (z. B. hinsichtlich der Nutzungsmöglichkeiten digitaler Tools oder verfügbaren personellen Ressourcen), an den Austauschrunden teilzunehmen und in den Netzwerken mitzuwirken, wodurch mögliche Synergieeffekte bei der Bewältigung von Aufgaben – gerade in der Krise – ungenutzt blieben. Wenngleich in dieser Zeit digitale Medien für die Kommunikationsfähigkeit in den Netzwerken äußerst wichtig waren, stellen sie für die Akteure *„keine dauerhafte Lösung"* (Quartiersmanagement, KV) dar. Denn insbesondere der informelle Austausch, dem für den Aufbau und die Pflege von (Kooperations-)Beziehungen eine bedeutende Rolle zugesprochen wird, komme bei Online-Formaten meist zu kurz.

6. Resiliente Quartiere: Was lernen wir aus der Corona-Pandemie?

In den beiden vorangegangenen Kapiteln wurde die Situation in benachteiligten Quartieren während der Corona-Krise beleuchtet, wobei die Phase des ersten Lockdowns, die in besonderer Weise einen Stresstest für die Gesellschaft bedeutete, im Mittelpunkt der Betrachtung stand. Die Untersuchung konzentrierte sich auf zwei Berliner Stadtteile: das Kosmosviertel, eine Großwohnsiedlung am südöstlichen Stadtrand, und den Soldiner Kiez, ein innenstadtnahes, zumeist einfaches Wohnquartier mit überwiegend gründerzeitlicher Bebauung. Beide Quartiere sind Fördergebiete des Bund-Länder-Programms Sozialer Zusammenhalt. Basierend auf den Erzählungen der in den Quartieren tätigen Akteure im Feld der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit wurde dargestellt, welche sozialen Folgen sich aus der Lockdown-Situation für die Bewohnerinnen und Bewohner der Kieze ergaben und inwiefern die Gegebenheiten vor Ort die unerwünschten Auswirkungen der Krise abmildern konnten. Hierbei wurde besonders ins Auge gefasst, inwieweit es den Akteuren der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit möglich war, unter den veränderten Rahmenbedingungen in den Quartieren aktiv zu sein und die Menschen vor Ort in dieser Ausnahmesituation zu unterstützen. Aus den Untersuchungsergebnissen lassen sich für die Resilienzbildung im Quartier wichtige Rückschlüsse ziehen. Das folgende Kapitel fasst die zentralen Erkenntnisse zusammen und benennt mit Blick auf die Pandemieerfahrung Ansatzpunkte für die Entwicklung krisenfesterer Quartiere. Sie zielen darauf, das strukturelle und konnektive Potenzial von Quartieren zu stärken, Vulnerabilitäten zu erkennen und abzubauen sowie Ressourcen, die in Krisensituationen für ihre Bewältigung wirksam werden können, zu fördern. Dabei rücken Handlungsfelder in den Fokus, die schon länger für eine zukunftsorientierte Quartiersentwicklung relevant sind. Durch die Brille der Resilienz gewinnen sie nochmals an Bedeutung.

Soziale Benachteiligung abbauen, alltagsrelevante Einrichtungen krisenfester machen und Nachbarschaften stärken

Aus der Forschung über soziale Vulnerabilität ist bekannt, dass Personengruppen in einem sozialräumlichen Kontext nicht gleichermaßen durch bestimmte krisenhafte Ereignisse bedroht sind. Vielmehr zeigt sich, dass sich in der Gefährdung sozialer Einheiten immer auch soziale Ungleichheiten abbilden. Ressourcenärmere Personengruppen haben meist eine höhere Vulnerabilität gegenüber gefährdenden Ereignissen und sind meist weniger in der Lage, Resilienz zu entwickeln (Christmann et al. 2018: 185). An diesem Zusammenhang ließ auch die Corona-Krise keinen Zweifel – vor allem mit Blick auf die erlassenen Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung. Die Einschränkungen betrafen zwar alle, sozial folgenreich waren sie jedoch besonders für Menschen, deren Lebenssituation schon vor der Pandemie durch verschiedene Formen der Benachteiligung gekennzeichnet war (Deutscher Ethikrat 2022: 7). Deutlich zutage trat dies auch in den untersuchten Stadtteilen. Im Vergleich zum städtischen Durchschnitt weisen sie einen hohen Anteil an Personen mit niedrigem sozioökonomischem Status auf. Einkommensarmut, Bildungsarmut, Digitalarmut, unsichere Beschäftigungsverhältnisse und anderes mehr machten es vielen Haushalten in beiden Kiezen schwer, mit den zusätzlichen pandemiebedingten Einschränkungen und Belastungen umgehen zu können. Überforderung und häuslicher Stress, finanzielle Sorgen und Existenzängste waren oftmals die Folge. Die befragten Akteure erwarteten eine Zunahme bestehender Benachteiligungen durch die Krisensituation, vor allem hinsichtlich Bildung und Einkommen. Diese aus der sozialen Lage resultierenden Betroffenheiten, dass Resilienzbildung im Quartier mit dem Abbau verschiedener Formen der Benachteiligung zu beginnen hat. Um sozialen Ungleichheitsverhältnissen

entgegenzuwirken, sind Anstrengungen auf allen politisch-administrativen Ebenen gefragt. Maßnahmen der sozialen Quartiersentwicklung können hierbei nur einen Ansatzpunkt bilden.

In beiden Stadtteilen verschärfte sich die Situation vieler Haushalte im Lockdown noch dadurch, da die für die Alltagsführung bzw. -bewältigung relevanten Institutionen und Einrichtungen nicht mehr oder nur noch eingeschränkt zur Verfügung standen. Haushalte etwa, die auf staatliche Hilfs- und Unterstützungsleistungen angewiesen sind und hierfür erforderliche Antragsmodalitäten zu klären hatten, konnten die zuständigen Ämter und Ansprechpersonen kaum erreichen. Genutzte Anlaufstellen für Beratung, Unterstützung oder außerschulisches Lernen entfielen, weil Einrichtungen der Gemeinwesenarbeit zeitweilig schließen mussten. Ebenso konnten Schulen und Kitas unter den veränderten Rahmenbedingungen ihrem Bildungs- bzw. Betreuungsauftrag nur noch bedingt nachkommen. All dies verstärkte in den untersuchten Stadtteilen Problemlagen und Unterstützungsbedarfe. Die Pandemieerfahrung spiegelt damit wider, wie relevant in Krisensituationen leistungsfähige öffentliche Verwaltungen, soziale Dienste oder Bildungs- und Betreuungseinrichtungen sind – insbesondere in Quartierskontexten, die durch soziale Benachteiligung gekennzeichnet sind. Um die urbane Resilienz zu steigern, sind daher entsprechende Institutionen und Einrichtungen in ihren Strukturen (personell, organisatorisch, digital etc.) so weiterzuentwickeln, dass sie auch im Krisenfall ihre gesellschaftlichen Funktionen erfüllen können.

Die Pandemieerfahrung hat darüber hinaus den Wert von Nachbarschaften in Krisensituationen sichtbar werden lassen. Als eine Möglichkeitsstruktur für Austausch, Hilfestellung und Solidarität konnten sie, besonders für vulnerable Gruppen (z. B. Ältere), zu einer wichtigen Ressource für die Bewältigung des Alltags im Lockdown werden (siehe z. B. Siedentop & Zimmer-Hegmann 2020: 4; Oßenbrügge 2021: 58). Diese Ressource lässt sich bei eintretenden Krisenphänomenen schneller mobilisieren, wenn in Nachbarschaften bereits soziale Netzwerke bestehen (Schnur 2020: 3). Die befragten Akteure konnten keine gesicherte Auskunft darüber geben, wie ausgeprägt die soziale Vernetzung in den Nachbarschaften der untersuchten Kieze ist. Es wurde allerdings auf den Umstand hingewiesen, dass es für ressourcenärmere Haushalte grundsätzlich eine größere Herausforderung sei, Nachbarschaftshilfe zu leisten. Dennoch erzeugte im ersten Lockdown die geteilte Krisenerfahrung auch in den untersuchten Kiezen eine große Hilfsbereitschaft. So gelang es, mit Unterstützung der Stadtteilakteure vor Ort in dieser Ausnahmesituation kurzfristig eine Nachbarschaftshilfe in den Quartieren aufzubauen. Diese trug zur Netzwerkbildung bei und eröffnete einen niedrigschwelligen Zugang zu Unterstützungsleistungen. In den fachlichen Debatten über urbane Resilienz wird schon seit längerem betont, dass die Einbindung in (nahräumliche) soziale Netzwerke Personen helfen kann, „Lösungswege aus der Krise zu finden und sich an neue Situationen anzupassen" (Reimann 2013: 53). Wie die Pandemieerfahrung zeigt, ist daher die systematische Stärkung sozialer Netzwerke in Nachbarschaften ein weiterer bedeutsamer Baustein für die Resilienzbildung im Quartier. Einrichtungen der gemeinwesenorientierten Stadtteilarbeit spielen dabei eine wichtige Rolle. Als Begegnungsorte tragen sie dazu bei, Anonymität zu überwinden und Kontakte im Wohnumfeld zu fördern. Auch digitale Möglichkeiten, wie etwa Nachbarschaftsplattformen, können helfen, den Aus- und Aufbau nachbarschaftlicher Netzwerke zu forcieren (siehe auch vhw 2018).

Auf adäquate Wohnraumversorgung und sichere Wohnverhältnisse hinwirken

Die Pandemieerfahrung hat zudem deutlich gemacht, dass in Krisenzeiten die eigene Wohnung plötzlich einen anderen Stellenwert im Lebensalltag erhalten kann. So verlagerten sich mit dem erlassenen Lockdown zur Eindämmung des Infektionsgeschehens sämtliche Aktivitäten, die sich zuvor im Alltag an unterschiedlichen Orten abspielten, mit einem Mal in die eigenen vier Wände. Wie die Alltagsführung unter Pandemiebedingungen im häuslichen Kontext bewältigt werden konnte, war neben der Haushaltskonstellation stark abhängig von der eigenen Wohnsituation – vor allem von der Größe, dem Schnitt und dem baulichen Zustand der Wohnung, aber auch von Ausstattungsmerkmalen wie Balkon und Garten (siehe z. B. Oßenbrügge 2021: 56). Besonders das Zusammenleben in beengten Wohnverhältnissen konnte aufgrund der veränderten Anforderungen an den Wohnraum im Lockdown schnell zur Belastungsprobe werden. Dies zeigte sich in den untersuchten Quartieren überdeutlich.

In Gebieten des Programms Sozialer Zusammenhalt leben Haushalte, besonders mit Kindern, aus finanziellen Zwängen heraus oftmals in einfachen und zugleich beengten Wohnverhältnissen (empirica 2020: 6). Die individuelle Wohnraumversorgung konnte damit vielfach den neuen Nutzungsanforderungen nicht gerecht werden und machte auch im Kosmosviertel und im Soldiner Kiez viele Haushalte gegenüber der Corona-Krise verletzlich. Die Wohnsituation erschwerte die Alltagsführung in Pande-

miezeiten, wodurch sich speziell in der Lockdown-Phase häusliche Stresslagen verschärften. Die Pandemieerfahrung unterstreicht damit, dass eine adäquate Versorgung mit Wohnraum, insbesondere von einkommensschwächeren Haushalten, für die Resilienzbildung im Quartier von entscheidender Bedeutung ist (siehe auch Fekkak et al. 2016: 52 ff.). Angemessene Wohnverhältnisse stärken die individuellen Krisenbewältigungsmöglichkeiten. Sie versetzen die Angehörigen eines Haushalts in die Lage, ihren Alltag auch in Ausnahmesituationen besser bestreiten zu können. Das heißt: Eine sozialorientierte Wohnungspolitik, die bezahlbares Wohnen ermöglicht und zugleich den Menschen vor Ort einen ihren individuellen Bedürfnissen entsprechend angemessenen Wohnraum zur Verfügung stellt, ist ebenfalls aus einer Resilienzperspektive anzustreben.

Gerade in Quartieren, in denen beengte Wohnverhältnisse vorliegen, sind Kompensationsmöglichkeiten aber auch im Wohnumfeld zu suchen. Verfügbare multifunktionale Gemeinschaftsräume etwa, die Platz für unterschiedliche Aktivitäten bieten, können vor allem in Krisensituationen wichtige ausgleichende Funktionen übernehmen. Sie sorgen für mehr Flexibilität und stärken die Bewältigungs- und Anpassungsmöglichkeiten von Haushalten. Insbesondere in Bestandsquartieren, die von einer hohen Marktanspannung geprägt sind, ist die Bereitstellung von (weiteren) Gemeinschaftsräumen jedoch meist mit erheblichen Herausforderungen verbunden. Mögliche Potenziale, beispielsweise in den Beständen großer Wohnungsanbieter oder in den Einrichtungen öffentlicher bzw. sozialer Träger (z. B. Bürgerhäuser, Nachbarschaftstreffs), sind daher im engen Austausch mit den relevanten Akteuren zu identifizieren und zu diesem Zwecke nutzbar zu machen.

Um Quartiere krisenfester zu gestalten, sind neben einer adäquaten Wohnraumversorgung auch sichere Wohnverhältnisse von hoher Relevanz. In den untersuchten Stadtteilen war die Einkommens- und Arbeitsplatzsicherheit vieler Haushalte durch die Corona-Krise in Frage gestellt. Finanzielle Sorgen bis hin zu Existenzängsten waren die Folge. Eine unsichere Bleibeperspektive in der eigenen Wohnung aufgrund von Einschnitten in der Einkommenssituation stellt in einer solchen Situation eine weitere psychische Belastung dar. Ein sicheres Wohnverhältnis hat daher in Krisenzeiten umso mehr eine existenzielle Bedeutung für die soziale Absicherung. Um dafür Sorge zu tragen, sind entsprechende Maßnahmen sowohl auf staatlicher als auch auf privatwirtschaftlicher Ebene zu treffen, die auf eine Stärkung des Mieter-Vermieter-Verhältnisses zielen.

Qualifizierte wohnungsnahe Grünräume und Versorgungsangebote vorhalten

Dass Grünräume für die Resilienz von Quartieren von hoher Bedeutung sind, machen die Fachdiskussionen über die Anpassung urbaner Räume an den Klimawandel (längst) ersichtlich. Einen Beleg mehr dafür liefert die Pandemieerfahrung. Sie hat vor Augen geführt, welchen Wert Grünräume für das psychische wie physische Wohlbefinden von Menschen gerade auch in Krisenzeiten haben können (Dreiseitl 2021: 37). Im ersten Lockdown waren öffentlich nutzbare Grünräume einer der wenigen Orte, die man außerhaus trotz einschränkender Pandemiemaßnahmen noch aufsuchen konnte. Besonders wohnungsnahe Grünflächen dienten in dieser Ausnahmesituation als Erholungs- und Ausgleichsräume. Sie halfen, Entspannung zu finden, und ermöglichten unter Maßgabe des Physical Distancing soziales Miteinander. Damit waren sie eine wichtige Ressource für die Bewältigung des Alltags unter Pandemiebedingungen (Dosch & Haury 2020: 72 ff.).

Diese Ressource stand den Bewohnerinnen und Bewohnern der untersuchten Quartiere jedoch nur bedingt zur Verfügung. In Gebieten des Programms Sozialer Zusammenhalt besteht häufig ein Mangel an bedarfsgerechten, öffentlich nutzbaren Grünräumen (BBSR 2016: 8) – so auch in den untersuchten Stadtteilen. Der Soldiner Kiez ist infolge der hochverdichteten gründerzeitlichen Bebauung mit öffentlichen Grünräumen grundsätzlich unterversorgt. Hinzu kommt, dass die vorhandenen Flächen nur eine geringe Aufenthaltsqualität haben, vor allem bedingt durch ihren schlechten Pflegezustand. Das Kosmosviertel als Großwohnsiedlung ist mit öffentlich zugänglichen Grünräumen zwar besser ausgestattet, doch auch hier mangelt es an qualifizierten Flächen, die zum Verweilen einladen. Im Zusammenspiel mit den beengten Wohnverhältnissen in den Quartieren wog dieser Versorgungsmissstand während des Lockdowns besonders schwer. So fehlte es in dieser Zeit im direkten Umfeld an Möglichkeiten, schnell und einfach nach draußen ins Grüne zu gelangen, um Ausgleich zu finden und häuslicher Enge zu entfliehen. Die Untersuchungsergebnisse bekräftigen damit, wie wichtig ausreichend dimensionierte und den Nutzungsbedürfnissen entsprechend gestaltete Grünräume für die Resilienzbildung im Quartier sind. Als Orte, die Erholung und Ausgleich bieten, stärken sie in Krisen die individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, vor allem auch von vulnerablen Bevölkerungsgruppen (siehe z. B. ARL 2021: 9). Besonders in benachteiligten Quartieren gilt es demzufolge, in die grüne Infrastruktur weiter zu investieren und quantitative wie qualitative Versorgungsdefizite zu beseitigen. Gleichzeitig sollte für eine gute Erreichbarkeit von Nah-

erholungsmöglichkeiten im weiteren Stadtgebiet oder im direkten Umland gesorgt werden.

Zum Aufbau resilienter Strukturen auf Quartiersebene ist zudem die infrastrukturelle Ausstattung in den Bereichen Nah- und Gesundheitsversorgung in den Fokus zu rücken. Im Lockdown, als es galt die Aktivitätsradien einzuschränken und sich möglichst zu Hause aufzuhalten, waren wohnungsnahe Versorgungsangebote für Bedarfe des täglichen Lebens von großem Wert. Die Nähe zu Lebensmittel- und Drogeriemärkten oder zu Arztpraxen und Apotheken stellte in dieser Ausnahmesituation sicher, sich und andere mit den wichtigsten Dingen versorgen zu können, ohne dafür längere Wegstrecken auf sich nehmen zu müssen. Auch die Menschen in den untersuchten Quartieren konnten in Pandemiezeiten von wohnungsnahen Versorgungsmöglichkeiten profitieren. In beiden Kiezen sind Geschäfte für den täglichen Bedarf, aber auch gesundheitsrelevante Einrichtungen vorhanden. Die Pandemieerfahrung rückt damit die Bedeutung dezentraler Versorgungsstrukturen in städtischen Räumen für die Bildung urbaner Resilienz ins Bewusstsein. Insgesamt zeigt sich also: Öffentlich nutzbare Grünräume im Nahbereich oder kurze Wege zu Versorgungsangeboten für Bedarfe des täglichen Lebens sind nicht nur Wohnumfeldqualitäten, die Quartiere lebenswerter machen. Sie stärken ebenfalls ihre Krisenfestigkeit.

Soziale Einrichtungen und Dienste als krisenrelevante Infrastrukturen stärken und ihre Reagibilität sicherstellen

Die Pandemieerfahrung hat weiterhin deutlich hervortreten lassen, wie relevant Stadtteileinrichtungen, seien es Nachbarschaftshäuser, Familienzentren oder Jugendeinrichtungen, für die Resilienz von Quartieren sind. Im akuten Krisenfall erwiesen sie sich in beiden untersuchten Quartieren als Instanzen, die für die vor Ort lebenden Menschen wichtige Unterstützungsstrukturen boten und ihnen bei der Krisenbewältigung im Alltag zur Seite standen. Die Akteure organisierten Hilfsangebote in den Nachbarschaften, kümmerten sich um Bedarfe und Problemlagen, waren als Ansprechpersonen unmittelbar verfügbar oder kompensierten mit ihren Beratungen den Ausfall anderer Stellen (u. a. öffentlicher Behörden). Die Bandbreite an sozialen Einrichtungen und Diensten in den untersuchten Quartieren war groß. Diese Diversität war für die Widerstandsfähigkeit der Quartiere ein wichtiger Faktor, ermöglichte sie doch im Krisenfall, auf die Bedarfe unterschiedlicher, auch vulnerabler Personengruppen (z. B. Alleinerziehende, ältere Menschen, Kinder und Jugendliche), schnell reagieren zu können.

Allerdings waren die Stadtteileinrichtungen infolge der eingetretenen Pandemiesituation zunächst gefordert, zu einem neuen Arbeitsmodus zu finden. Der erlassene Lockdown zur Eindämmung des Infektionsgeschehens war ein schockartiges Ereignis, das die Akteure unvorbereitet traf. Bisherige Arbeitsroutinen in den Einrichtungen wurden massiv aus dem Takt gebracht. Von der internen Arbeitsorganisation bis hin zur Zielgruppenarbeit: Die vorhandenen Strukturen konnten ein Störereignis solcher Art nicht absorbieren, sodass die Funktionsfähigkeit der Einrichtungen in der Krisensituation vorerst erheblich eingeschränkt war. Diese Verwundbarkeit rührte daher, dass die bisherige Arbeitsweise der Akteure maßgeblich auf der direkten Begegnung von Menschen, auf physischer Präsenz aufbaute. Zudem spielte das Thema Digitalisierung – etwa bei der internen Arbeitsorganisation, der Zielgruppenkommunikation oder Angebotsgestaltung – bei vielen Einrichtungen bis dato eher eine untergeordnete Rolle. Es fehlten somit alternative Konzepte, die einen fortlaufenden Betrieb auch unter den veränderten Rahmenbedingungen hätten sicherstellen können. Entsprechend groß war der Stress und Veränderungsdruck in den Einrichtungen, als der Lockdown plötzlich einsetzte.

Die mangelnde Robustheit konnte jedoch durch eine erhebliche Anpassungsleistung kompensiert werden. Die Akteure verlagerten ihren Arbeitsplatz ins Homeoffice und organisierten die Teamarbeit neu, sattelten bei der Zielgruppenkommunikation auf digitale Kanäle um, passten Angebote an die veränderten Bedarfe an, überführten diese ebenfalls ins Digitale und versetzten sich so in die Lage, auch in jener Krisensituation die Menschen vor Ort unterstützen zu können. Die Analyse hat dabei zentrale Faktoren aufgezeigt, die die Anpassungsfähigkeit der Einrichtungen an die veränderten Gegebenheiten beförderte: ausreichend personelle Kapazitäten, eine adäquate technische Ausstattung und digitale Kompetenzen, die Kooperation mit anderen Stadtteilakteuren, Finanzierungssicherheit sowie erreichbare übergeordnete Entscheidungsebenen (z. B. Bezirk bzw. Senat), die schnelle Abstimmungswege ermöglichten, Vorgaben situationsbedingt flexibel handhabten und den Akteuren eigene Ermessungsspielräume für ihr Handeln vor Ort ließen. Diese förderlichen Rahmenbedingungen waren in der akuten Krisensituation jedoch nicht überall gegeben – zu Lasten der Reaktions- und Handlungsfähigkeit der betreffenden Stadtteilakteure.

Damit Stadteileineinrichtungen im Krisenfall ihre Stärken voll ausspielen, sich agil an neue Umstände anpassen und an der Krisenbewältigung vor Ort beteiligen können, sollten sie in flexible Governance-Strukturen eingebettet und

vor allem personell wie finanziell angemessen ausgestattet sein. Keine Neuigkeit ist allerdings, dass die personellen und finanziellen Spielräume vieler Stadtteileinrichtungen, besonders in der Gemeinwesenarbeit, nach wie vor begrenzt sind (siehe z. B. vhw 2021). Dabei ist es gerade auch mit Blick auf eine resiliente Quartiersentwicklung wichtig, in den Stadtteileinrichtungen für langfristige und verlässliche Finanzierungs- und Personalstrukturen zu sorgen. Hier sind alle Ebenen gefragt, die dafür nötigen Rahmenbedingungen zu schaffen. Stadtteileinrichtungen sollten in ihrer Widerstandsfähigkeit so gestärkt werden, dass sie im Krisenfall ad hoc Hilfe in den Nachbarschaften organisieren und zugleich ihre originären Aufgaben im Bereich der sozialen Arbeit möglichst uneingeschränkt fortführen können. Besonders in Stadtteilen mit Unterstützungsbedarf gilt es, dafür Sorge zu tragen. Denn gerade dort sind die Einrichtungen für viele Menschen Räume, die ihnen soziale Entlastung und Ausgleich, Hilfe und Beratung oder außerschulische Lernmöglichkeiten bieten.

Digitalisierung in der Stadtteilarbeit vorantreiben und die Vorteile von Offline- und Online-Formaten synergetisch nutzen

Handlungs- und reaktionsfähige Stadteileinrichtungen sind, wie gesehen, ein wichtiger Faktor für die Resilienz von Quartieren. Hierbei ist auch das Thema Digitalisierung zentral. Wie oben schon angesprochen, taten sich in den untersuchten Quartieren bei vielen Stadtteileinrichtungen Schwachstellen gerade im wichtigen Bereich der Digitalisierung auf, der plötzlich unter Lockdown-Bedingungen für den Erhalt der eigenen Arbeitsfähigkeit von entscheidender Bedeutung war. Ein rasches und geordnetes Umstellen von analog auf digital bei der internen Arbeitsorganisation oder der Zielgruppenarbeit war vielen nicht möglich, da es zunächst an technischem Gerät und Know-how mangelte. Digitaler zu werden, bedeutete deshalb für die Akteure, zu improvisieren und experimentieren. Oder anders gesagt: Sie mussten „aus der Not eine Tugend machen" (Harrer 2020: 3) – mit mancher Innovation zum Ergebnis. Diese Erfahrung gilt es zu nutzen, um Stadtteileinrichtungen künftig krisenfester zu machen. Die in der Pandemie angestoßenen Digitalisierungsprozesse – bei der internen Arbeitsorganisation, der Zielgruppenkommunikation oder der Angebotsgestaltung – sollten konsequent fortgeführt werden. Um die Weichen für eine stärkere digitale Ausrichtung zu stellen, bedarf es neben der nötigen technischen Ausstattung auch der Weiterqualifizierung von Mitarbeitenden sowie praktikable und handhabbare Datenschutzrichtlinien (etwa bezogen auf die Nutzungsmöglichkeiten digitaler Plattformen für die Kommunikation nach innen wie nach außen). Ein höherer Grad an Digitalisierung steigert die Fähigkeit der Einrichtungen, auf künftige Krisen schnell und flexibel reagieren zu können. Arbeitsabläufe, Zielgruppenansprache oder Angebotsstruktur nicht nur analog, sondern genauso digital gestalten zu können, steigert die Variabilität und macht Einrichtungen damit robuster, denn so reduziert die Verfügbarkeit verschiedener (Kommunikations-)Formate die Wahrscheinlichkeit für einen vollständigen ‚Systemausfall'. Diese Diversifizierung ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass im Krisenfall der Kontakt zur Zielgruppe nicht abreißt, die Akteure sie über verschiedene Wege weiter erreichen und mit bedarfsgerechten Angeboten unterstützen können.

Digitaler zu werden, heißt dabei keineswegs, Analoges zu vernachlässigen. Unbestritten ist: Solche Formate sind weiter wichtig und nicht zu ersetzen, da im Quartier nicht alle digital erreichbar sind und direkte, persönliche Begegnungen unverzichtbar bleiben. Jede Einrichtung muss für sich selbst prüfen, an welchen Stellen der Einsatz digitaler Medien für die eigene Quartiersarbeit von Nutzen ist und sie krisenfester macht, denn nicht alle Formate eignen sich für den digitalen Austausch. Insofern sollte es künftig auch darum gehen, analoge Formate weiterzudenken. Quartiersarbeit fand bislang viel in Innenräumen statt – das Stadtteilfrühstück, das Eltern-Kind-Café oder der Breakdance-Kurs. Wegen Abstandsregeln und Kontaktbeschränkungen während der Pandemie sind jedoch zahlreiche (auch neue) Draußen-Formate entstanden. Diese Entdeckung des Freiraums für die Quartiersarbeit hat schließlich analoge Begegnungsformate unter veränderten Rahmenbedingungen umsetzbar gemacht. Überdies macht es Nachbarschaft und Miteinander im Quartier unmittelbar sicht- und erlebbar. Und: Die Draußen-Aktivitäten sorgen für niedrigschwellige Mitmach-Gelegenheiten, da ein leichtes Ein- und Austeigen möglich ist und nicht erst Türschwellen und geschlossene Räume für eine Teilnahme überwunden werden müssen. Dies zu kultivieren – also Angebote noch häufiger und gezielter nach Draußen zu verlagern –, kann der Quartiersarbeit zu mehr Robustheit verhelfen und zugleich lebendigere Nachbarschaften schaffen. Dazu braucht es aber qualifizierte Freiräume im Quartier, die Raum für solche Formate bieten. Gleichzeitig gilt es bei der baulichen (Weiter-)Entwicklung von Gemeinschaftseinrichtungen, Möglichkeiten auszuschöpfen, diese mit bedarfsgerechten Außenbereichen auszustatten.

Quartiere sind gegenüber Krisen widerstandsfähiger, wenn die Stadteilakteure – wie bereits oben erwähnt – auf Problemlagen und Bedarfe schnell und angemessen reagieren können. Um dies sicherzustellen, muss im Kri-

senfall die Kommunikationsfähigkeit der Einrichtungen, speziell der Kontakt zu den eigenen Zielgruppen, weiter gewährleistet sein. In der Pandemie wurde deutlich, wie nützlich aufgebaute soziale Netzwerke (bei Social-Media-Plattformen oder Messenger-Diensten) oder Verteiler (wie Mailinglisten oder Newsletter) sind – nicht nur für die Zielgruppenerreichbarkeit, sondern auch für eine schnelle und effektive Kommunikation. Künftig in Einrichtungen solche Netzwerke und Verteiler datenschutzkonform weiter zu pflegen und auszubauen, eröffnet somit neue Potenziale für die digitale wie analoge Zielgruppenansprache, auch im Krisenfall. Dabei gilt es, bei der Wahl der Kommunikationsmittel die Nutzungsgewohnheiten der Zielgruppe zu beachten, sie aber bei Bedarf auch mit gezielten Angeboten zu befähigen, sich neue digitale Medien anzueignen (z. B. ältere Menschen). Generell eignet sich besonders die Quartiersebene für eine wirksame Kommunikation. Gemeinsam unter Einbindung der relevanten Stadtteilakteure eine kommunikative Landschaft im Kiez aufzubauen, die im Krisenfall eine schnelle, verständliche und zielgruppenadäquate Informationsbereitstellung ermöglicht, wäre ein wichtiger Baustein für die Resilienzbildung im Quartier. Leitend sollte ein crossmedialer Ansatz sein, der analoge und digitale Kommunikationswege gezielt miteinander kombiniert. Einzubeziehen sind dabei auch Nachbarschaftsplattformen als virtuelles Interface für Information und Austausch.

Vernetzung und Kooperation in der Stadtteilarbeit weiter stärken und eine zentrale koordinierende Instanz im Quartier etablieren

Robuste und anpassungsfähige Stadtteileinrichtungen sind das eine; wenn sie im Krisenfall in der Stadtteilarbeit zudem auf etablierte Vernetzungs- und Kooperationsstrukturen zurückgreifen können, steigert dies die Resilienz von Quartieren umso mehr. Die Analysen haben gezeigt, dass es in den untersuchten Quartieren bei der Krisenbewältigung vor Ort in hohem Maße auch auf die Zusammenarbeit der Stadteileinrichtungen ankam und dafür bestehende, quartiersbezogene Akteursnetzwerke eine unentbehrliche Grundlage bildeten. Als der Lockdown die Stadtteilakteure unerwartet traf, trug die Vernetzung und Kooperation untereinander mit dazu bei, dass sie sich rasch an die veränderten Gegebenheiten anpassen und Unterstützung in den Nachbarschaften organisieren konnten. Die Netzwerke boten in dieser Ausnahmesituation einen Raum für Erfahrungsaustausch, für schnelle und unkomplizierte Hilfestellung im neuen Arbeitsalltag. Sie erleichterten es, Bedarfe im Stadtteil zu erkennen und über die Bündelung von Kompetenzen und Ressourcen ad hoc Hilfsangebote umzusetzen. Dieses konnektive Potenzial lässt sich im Krisenfall schneller aktivieren, wenn bereits eingespielte und vertrauensvolle Beziehungen unter den Stadtteilakteuren existieren. Die Analysen unterstreichen: Personelle Kontinuität in den Einrichtungen, institutionalisierte Vernetzungs- und Austauschrunden, aber auch wiederkehrende informelle Kontakte im Alltag, begünstigt durch die räumliche Nähe zueinander, fördern den Aufbau solcher Verbindungen im Quartier.

Von eminenter Bedeutung ist zudem eine zentrale koordinierende Instanz, die im Stadtteil gezielt Netzwerkarbeit betreibt und die verschiedenen Akteure regelmäßig zusammenführt – so wie es in vielen Gebieten des Programms Sozialer Zusammenhalt durch die eingesetzten Quartiersmanagements geschieht. Dass eine solche Instanz im Quartier auch im akuten Krisenfall von großem Wert ist, vergegenwärtigen die Untersuchungsergebnisse. Das Quartiersmanagement im Kosmosviertel beispielsweise war angesichts seiner etablierten Rolle als Vernetzer und Koordinator eine wichtige Schaltstelle bei der Organisation der gemeinschaftlichen Stadtteilarbeit im ersten Lockdown – und damit ein entscheidender Resilienzfaktor für den Kiez. Will man Quartiere krisenfester machen, so gilt es also, die Vernetzungs- und Kooperationsstrukturen vor Ort zu stärken. Dies beinhaltet die nötigen Ressourcen für eine aktive Stadtteilkoordination bereitzustellen und „strukturelle Löcher“ (Burt 1992) in den quartiersbezogenen Akteursnetzwerken gezielt zu schließen. Entsprechende Rahmenbedingungen für Vernetzung und Kooperation sollten ebenfalls in Stadtteilen geschaffen werden, die außerhalb von Förderkulissen liegen.

Quartiersbezogene Akteursnetzwerke können jedoch im Krisenfall nur dann schlagkräftig sein, wenn trotz der veränderten Umstände der Kontakt untereinander intakt bleibt. Neben analogen zusätzlich über digitale Austauschmöglichkeiten zu verfügen, macht die Kommunikation in den Netzwerken weniger störanfällig, wie die Pandemieerfahrung eindrücklich gezeigt hat. Aber auch hier gilt: Damit die Akteure für die Zusammenarbeit vor Ort solche digitalen Möglichkeiten künftig besser nutzen können, sind in den Einrichtungen nicht nur Fortschritte bei technischer Ausstattung und Know-how zu erzielen. Zudem sind digitale Plattformen bzw. Dienste gefragt, die sicher, datenschutzkonform und für alle Beteiligten in den Netzwerken nutzbar sind. Können relevante Akteure am gemeinsamen Austausch nicht teilnehmen, kann dies, wie die Ergebnisse zeigen, negative Implikationen für die Krisenbewältigung vor Ort haben. Gerade in öffentlichen Verwaltungen sind bestehende Strukturen zu überprüfen und

Veränderungsprozesse anzustoßen, die sie in ihrer Handlungs- und Kommunikationsfähigkeit stärken und sie in die Lage versetzen, flexibel und agil auf Krisen reagieren zu können. Denn so waren es in den Untersuchungsräumen oft Verantwortliche auf der übergeordneten politisch-administrativen Ebene, die in der Lockdown-Situation aufgrund von restriktiveren Vorgaben, technischen Ausstattungsmängeln oder personellen Engpässen in den quartiersbezogenen Netzwerken nur begrenzt mitwirken und damit ihre Rolle in der Stadtteilarbeit nicht wie gewohnt ausfüllen konnten. Auch an diesem Punkt zeigt sich, wie wichtig handlungsfähige kommunale Verwaltungen für die Resilienz von Quartieren sind.

Resilienzstrategien koproduktiv entwickeln und Potenziale der Quartiersebene nutzen

Letztlich hängt die Widerstandsfähigkeit von Quartieren entscheidend davon ab, wie gut die institutionellen Akteure (öffentliche Verwaltungen, Stadtteileinrichtungen etc.), aber auch die vor Ort lebenden Menschen auf mögliche Krisenereignisse vorbereitet sind. *Preparedness* (Medd & Marvin 2005) ist eine wesentliche Eigenschaft, die Systeme resilienter macht. ‚Vorbereitet sein' meint: Das betreffende System ist „sich verschiedenster möglicher krisenhafter Gefährdungen bewusst, es wendet sich diesen reflexiv und umfassend zu, es entwickelt Strategien sowohl zur Vermeidung von Gefährdungen als auch zur effektiven und raschen Beseitigung von Störungen im Krisenfall […]" (Christmann et al. 2016: 32). Eine solche *Preparedness* wäre auch bei Corona wünschenswert gewesen. Jedoch waren sämtliche Bereiche der Gesellschaft auf den Fall einer Pandemie nur unzureichend vorbereitet; nicht anders war es in den untersuchten Quartieren. Das verfasste Memorandum Urbane Resilienz der Nationalen Stadtentwicklungspolitik verweist daher auf die Notwendigkeit, künftig in der integrierten Stadtentwicklung Aspekten wie Prävention und Vorsorge stärker Rechnung zu tragen und in allen Handlungsfeldern Ansätze des Risiko- und Katastrophenmanagements zu verankern. Dies beinhaltet etwa, Analysen zur Erfassung und Bewertung möglicher Gefahren, Expositionen und Vulnerabilitäten durchzuführen, um mit diesem Risikobewusstsein passgenaue Strategien zur Resilienzbildung entwickeln und Risikokompetenzen aufbauen zu können (BMI 2021: 13 f.). Solche Analysen sind unerlässlich, denn nur so können „potenzielle Gefährdungen rechtzeitig erkannt und eingeschätzt werden, mögliche Interdependenzen und Domino-Effekte identifiziert werden, und nicht zuletzt Möglichkeiten und Mittel bestimmt werden, mit denen den eingeschätzten Gefährdungen begegnet werden kann" (Christmann 2015: 29).

Das Memorandum weist das Quartier als wichtige Handlungsebene für die Krisenbewältigung aus (BMI 2021: 6). Umso bedeutsamer ist es, auch in der integrierten Quartiersentwicklung Ansätze für eine *Preparedness* – etwa abgeleitet aus gesamtstädtischen Strategien – zu etablieren. Diese können wiederum Stadtteileinrichtungen als Grundlage für eigene Strategiebildungen dienen, damit sie auf potenzielle Krisenereignisse (besser) vorbereitet sind und bei Eintritt schnell und angemessen handeln können. Denn schließlich sollte es auch das Ziel von Stadtteileinrichtungen sein, Resilienzbildung als Querschnittsaufgabe zu begreifen und in ihre Handlungskontexte einzubeziehen. Sie können dabei eine wichtige Rolle spielen, im Quartier zielgruppengerecht Wissen und Kompetenzen im Umgang mit potenziellen Gefährdungen zu vermitteln, ohne Krisenängste zu schüren (Jakubowski 2013: 377, siehe auch Christmann et al. 2015: 66).

An kommunalen Strategieentwicklungsprozessen für eine *Preparedness* sollten alle relevanten Akteure aus Verwaltung, Politik, Zivilgesellschaft, Wirtschaft und Wissenschaft mitwirken. Dabei ist zu erwarten, dass nicht alle Beteiligten mit dem Konzept der Resilienz vertraut sind. Beispielsweise zeigte sich in den untersuchten Quartieren, dass sämtliche Befragten nur vage Vorstellungen davon hatten, was sich mit dem Begriff inhaltlich verbindet, wenngleich er jedem bzw. jeder geläufig war. Prozesse, die auf die Entwicklung von Resilienzstrategien hinzielen, benötigen daher geeignete Formate für den inter- und transdisziplinären Austausch, die für die Thematik sensibilisieren, Orientierungswissen vermitteln und so die gemeinsame Verständigung über Maßnahmen zur gezielten Vorsorge vor möglichen Krisenereignissen erleichtern. Prävention beinhaltet stets, gewonnene Erkenntnisse aus gegenwärtigen Krisen bei der Strategiebildung zu berücksichtigen. Sonach sollte die Corona-Krise den Anlass geben, auf kommunaler Ebene Reflexionsräume zu eröffnen, um aus der Pandemieerfahrung für die Zukunft zu lernen. Ein fachübergreifender Austausch über Erfolge bei der Krisenbewältigung, aber auch über sichtbar gewordene Missstände, schafft die Möglichkeit für reflexive Lernprozesse. Sie sind zu nutzen, um Handlungsbedarfe offenzulegen, Lösungswissen zu generieren und krisenfestere Strukturen aufzubauen. Bestehende Austausch- und Vernetzungsstrukturen in der Stadt- und Quartiersentwicklung können dabei als Foren für gemeinsame Reflexionsprozesse dienen. Sie sollten um kollaborativ angelegte Formate ergänzt werden, die auch Bewohnerinnen und Bewohnern die Möglichkeit geben, ihre Alltagserfahrungen aus der Krise einzubringen und mit ihrer Expertise an Fragen mitzuarbeiten, wie das städtische Lebensumfeld künftig robuster werden kann. Im Sinne einer „Governance

of Preparedness“ (Medd & Marvin 2005) erscheint es somit lohnenswert, auf Quartiersebene kontinuierlich einen Wissensaustausch unter Einbindung aller relevanten Akteure zu organisieren, um sich mit dem komplexen Gegenstand urbaner Resilienz auseinanderzusetzen, Blindstellen in der Wahrnehmung von Gefährdungen zu überwinden und resilienzbildende Maßnahmen zu erarbeiten (siehe auch Christmann et al. 2016: 60).

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie unterstreichen schließlich: Für den Aufbau urbaner Resilienz bieten Quartiere viele Potenziale – mit ihren Gemeinbedarfseinrichtungen, nahräumlichen Versorgungs- und Erholungsstrukturen, Nachbarschaften oder Akteursallianzen. Jene Potenziale in Wert zu setzen, sollte Anliegen der integrierten Stadt- und Quartiersentwicklung sein (siehe auch BMI 2021: 3). Dies erfordert, (sozialräumliche) Benachteiligungen abzubauen, die Stadtteilarbeit entsprechend den neuen Anforderungen weiterzuentwickeln, soziale Netzwerke zu flechten und kooperative Steuerungsformen zu stärken. Die gemeinsame Anstrengung sollte sich darauf richten, das bestehende System Quartier so zu transformieren, dass es nicht nur gegenüber künftigen Akutkrisen (wie eine Pandemie) robuster wird, sondern auch mit umfassenderen und langfristigeren Transformationsherausforderungen umgehen kann. Wenn resilienzorientiertes Handeln zu einem Routinehandeln in der integrierten Stadt- und Quartiersentwicklung wird, so wie es das Memorandum Urbane Resilienz vorzeichnet, sind hierfür wichtige Weichen gestellt.

LITERATURVERZEICHNIS

Adam, B. & Klemme, M. (2020): Die Stadt im Krisenmodus. In: Informationen zur Raumentwicklung 4: 5-15.

Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (2021): Statistischer Bericht A | 16 – hj 2/20. Berlin.

argus GmbH & S.T.E.R.N. GmbH (2018): Vertiefende Untersuchungen zur Vorbereitung sozialer Erhaltungsverordnungen nach § 172 Abs. 1 S. 1 Nr. 2 BauGB in den „Beobachtungsgebieten" des Stadtraums Wedding im Bezirk Mitte von Berlin. Ergebnisbericht. Berlin.

ARL – Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft (Hrsg.) (2021): SARS-CoV-2-Pandemie: Was lernen wir daraus für die Raumentwicklung? Hannover = Positionspapier aus der ARL 118.

Bartling, L & Czommer, L. (2020): Ergebnisse einer Befragung zu den Erfahrungen im Umgang mit der Corona-Pandemie im Rahmen des Förderprogramms „Zusammen im Quartier – Kinder stärken – Zukunft sichern". o. O.

Baumgart, S., Bolte, G., Hallmann, A. & Hamilton, J. (2022): Stresstest Resilientes Quartier – Eine Arbeitshilfe. In: Planerin 2: 18-20.

BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.) (2016): Umweltgerechtigkeit in der Sozialen Stadt. An der Schnittstelle von Umwelt, Gesundheit und Sozialer Lage. Bonn.

BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.) (2018): Stresstest Stadt – wie resilient sind unsere Städte? Unsicherheiten der Stadtentwicklung identifizieren, analysieren und bewerten. Bonn.

BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.) (2020): Gemeinwesenarbeit in der sozialen Stadt. Entwicklungspotenziale zwischen Daseinsvorsorge, Städtebauförderung und Sozialer Arbeit. Bonn.

Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin (Hrsg.) (2022): Integriertes Handlungs- und Entwicklungskonzept 2022. Quartiersmanagement Kosmosviertel. Berlin.

BiB – Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.) (2021): Belastungen von Kindern, Jugendlichen und Eltern in der Corona-Pandemie. Wiesbaden.

BMAS – Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2020): Soziale Folgen der COVID-19-Pandemie. Ergebnisse einer repräsentativen Befragung. Begleitforschung zum Sechsten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin.

BMI – Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (2021): Memorandum Urbane Resilienz. Wege zur robusten, adaptiven und zukunftsfähigen Stadt. Berlin.

Bosch, A. (2015): Unsicherheit, Krise und Routine. Zur Rolle der Dinge in der menschlichen Lebenswelt. In: Paragrana – Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie (24) 1: 209-220.

Blaikie, P., Cannon, T., Davis, I. & Wisner, B. (1994): At Risk: Natural Hazards, People's Vulnerability and Disasters. London, New York.

Brinks, V. & Ibert, O. (2020): Zur Räumlichkeit von Krisen: Relationalität, Territorialität, Skalarität und Topologien. In: Bösch, F., Deitelhoff, N. & Kroll, S. (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: 41-57.

Buchholz, D., Kast, A. & Kennel, C. (2021): Mit Abstand und doch nah dran – Das Berliner Quartiersmanagement. In: Planerin 1: 32-34.

Bürkner, H.-J. (2010): Vulnerabilität und Resilienz: Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven. IRS Working Papers 43. Erkner.

Burt, R. S. (1992): Structural Holes. The Social Structure of Competition. Cambridge, MA.

Carpenter, S. R., Walker, B. H., Anderies, M. A. & Abel, N. A. (2001). From Metaphor to Measurement. Resilience of What to What? Ecosystem 4: 765-781.

Christmann, G., Kilper, H. & Ibert, O. (2016): Die resiliente Stadt in den Bereichen Infrastrukturen und Bürgergesellschaft. Forschungsforum öffentliche Sicherheit. Schriftenreihe Sicherheit Nr. 19. Berlin.

Christmann, G., Ibert, O. & Kilper, H. (2018): Resilienz und resiliente Städte. In: Jäger, T., Daun, A. & Freudenberg, D. (Hrsg.): Politisches Krisenmanagement, Sicherheit –interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: 183-196.

Deutscher Ethikrat (Hrsg.) (2022): Vulnerabilität und Resilienz in der Krise – Ethische Kriterien für Entscheidungen in einer Pandemie. Berlin.

DIW – Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (Hrsg.) (2015): Sozialstruktur, Lebenslagen und Lebenszufriedenheit in den Programmgebieten der Sozialen Stadt. DIW Berlin: Politikberatung kompakt 103. Berlin.

Dohmen, D. & Hurrelmann, K. (2021): Zusammenfassung und Einordung: Wird es eine „Generation Corona" geben? In: Dohmen, D. & Hurrelmann, K. (Hrsg.): Generation Corona? Wie Jugendliche durch die Pandemie benachteiligt werden. Weinheim: 276-297.

Dosch, F. & Haury, S. (2020): Städtisches Grün in Pandemiezeiten. In: Informationen zur Raumentwicklung 4: 68-81.

Dreiseitl, H. (2021): Urbaner Wandel – die Stadt nach Corona. Grünräume fördern öffentliche Gesundheit. In: TRANSFORMING CITIES 1: 37-41.

El-Mafaalani, A. (2020): „Kinder können sehr gefährdet sein, und wir sehen es nicht". Aladin El-Maafalani im Gespräch mit Anja Reinhardt, 03.05.2020. In: Deutschlandfunk. https://www.deutschlandfunk.de/homeschooling-in-der-coronakrise-el-mafaalani-kinder-100.html, letzter Zugriff: 10.10.2022.

empirica (2020): Aktuelle Entwicklungen und Aufgaben in der Sozialen Stadt/Sozialer Zusammenhalt. Befragung der Quartiersmanagements zu den Folgen der Corona-Pandemie. Berlin.

empirica (2021): Einsamkeit in der Sozialen Stadt – kann Digitalisierung eine Brücke schlagen? Kurzexpertise der Bundestransferstelle Sozialer Zusammenhalt. Bonn.

Fekkak, M., Fleischhauer, M., Greiving, S., Lucas, R., Schinkel, J. & von Winterfeld, U. (2016): Resiliente Stadt – Zukunftsstadt. Wuppertal.

FES – Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.) (2021): Lehren aus der Pandemie: Gleiche Chancen für alle Kinder und Jugendlichen sichern. Stellungnahme der Expert_innenkommission der Friedrich-Ebert-Stiftung. Berlin.

Flick, U. (2021): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg.

Franke, T. & Böhme, C. (2020): Eindämmung der Corona-Pandemie und die „Soziale Stadt". In: Difu – Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.): Stadt und Krise – Gedanken zur Zukunft. Difu-Berichte Sonderheft. Berlin: 14-15.

Geis-Thöne, W. (2021): Das häusliche Umfeld determiniert den Problemdruck im Lockdown. In: Dohmen, D. & Hurrelmann, K. (Hrsg.): Generation Corona? Wie Jugendliche durch die Pandemie benachteiligt werden. Weinheim: 20-37.

Graf, R. (2020): Zwischen Handlungsmotivation und Ohnmachtserfahrung – Der Wandel des Krisenbegriffs im 20. Jahrhundert. In: Bösch, F., Deitelhoff, N. & Kroll, S. (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: 17-38.

Harrer, C. (2020): Quartiersarbeit in Zeiten von Corona – Erste konzeptionelle Rück- und Ausblicke. In: sozialraum.de 1: o. S. https://www.sozialraum.de/quartiersarbeit-in-zeiten-von-corona.php, letzter Zugriff: 10.10.2022.

Holling, C. S. (1973). Resilience and the Stability of Ecological Systems. In: Annual Review of Ecology and Systematics 4: 1-23.

Huebener, M., Schmitz, L., Spiess, C. K. & Zinn, S. (2021): Familiale, individuelle und institutionelle Einflussfaktoren auf Bildungsungleichheiten. In: Dohmen, D. & Hurrelmann, K. (Hrsg.): Generation Corona? Wie Jugendliche durch die Pandemie benachteiligt werden. Weinheim: 165-186.

Huxhold, O. & Tesch-Römer, C. (2021): Einsamkeit steigt in der Corona-Pandemie bei Menschen im mittleren und hohen Erwachsenenalter gleichermaßen deutlich. DZA Aktuell 4. Berlin.

Ibert, O. (2021): Ein Plädoyer für ein generisches und ambivalentes Krisenverständnis. In: Siurkus, T. & Deitelhoff, N. (Hrsg.): Crisis Interviews. Frankfurt am Main: 93-100.

Jakubowski, P. (2013): Resilienz – eine zusätzliche Denkfigur für gute Stadtentwicklung. In: Informationen zur Raumentwicklung 4: 371-378.

Jakubowski, P. (2020): Resilienz – Brauchen wir nach dem Corona-Schock neue Leitbilder für die Stadtentwicklung? In: Informationen zur Raumentwicklung 4: 16-28.

Jentsch, B. & Schnock, B. (2020): Kinder im Blick? Kindeswohl in Zeiten von Corona. Sozial Extra 5: 304-309.

Just, T. & Plößl, F. (Hrsg.) (2021): Die Europäische Stadt nach Corona. Strategien für resiliente Städte und Immobilien. Wiesbaden.

Kegler, H. (2014): Resilienz. Strategien und Perspektiven für die widerstandsfähige und lernende Stadt. Gütersloh.

Kowalski, M. (2021): Umgangsweisen mit den Schulschließungen und dem ‚Homeschooling' im Kontext der Corona-Pandemie – Orientierungen von Schulleitungen inklusiver Grundschulen zum Lernen auf Distanz. In: QfI – Qualifizierung für Inklusion (3) 1: doi: 10.21248/QfI.55.

Kuhlicke, C. (2018): Resiliente Stadt. In: Rink, D. & Haase, A. (Hrsg.): Handbuch Stadtkonzepte. Analysen, Diagnosen, Kritiken und Visionen. Opladen: 359-380.

Kurth, D. (2022): Memorandum Urbane Resilienz. In: Planerin 2: 8-10.

Lebuhn, H. & Krüger, D. (2023): Gesellschaftliche Resilienz lokal stärken. In: Stadt und Gemeinde digital. Zeitschrift des deutschen Städte- und Gemeindebundes 1/2023: 25-27.

Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften (Hrsg.) (2021): Kinder und Jugendliche in der Coronavirus-Pandemie: psychosoziale und edukative Herausforderungen und Chancen. 8. Ad hoc-Stellungnahme. Halle (Saale).

Medd, W. & Marvin, S. (2005). From the Politics of Urgency to the Governance of Preparedness: A Research Agenda on Urban Vulnerability. In: Journal of Contingencies and Crisis Management 13: 44-49.

Möhring, K., Naumann, E., Reifenscheid, M., Blom, A. G., Wenz, A, Retting, T., Lehrer, R., Krieger, U.; Juhl, S., Friedel, S., Fikel, M. & Cornesse, C. (2020): Die Mannheimer Corona-Studie: Schwerpunktbericht zu Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung. Mannheim.

Nassehi, A. (2020): „Es passiert gerade etwas, von dem wir immer gesagt haben: Das geht nicht" – Interview von Thomas Rapp. Der Spiegel, Spiegel+. 01.04.20.

Nusser, L., Wolter, I., Attig, M. & Fackler, S. (2021): Die Schulschließungen aus Sicht der Eltern. Ergebnisse des längsschnittlichen Nationalen Bildungspanels und seiner Covid-19-Zusatzbefragung. In: Fickermann, D. & Edelstein, B. (Hrsg.): Schule während der Corona-Pandemie. Neue Ergebnisse und Überblick über ein dynamisches Forschungsfeld. Münster: 33-50.

Oßenbrügge, J. (2021): Corona und die veränderte Wahrnehmung der Stadt. In: Lohse, A. (Hrsg.): Infektionen und Gesellschaft. COVID-19, frühere und zukünftige Herausforderungen durch Pandemien. Heidelberg: 54-64.

Polinna, C. (2022): Wie verändert Corona die Stadt? In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung 1: 51-54.

Ravens-Sieberer, U., Kaman, A.; Otto, C., Adedeji, A., Devine, J., Erhart, M., Napp, A-K., Becker, M., Blanck-Stellmacher, U., Löffler, C., Schlack, R. & Hurrelmann, K. (2021): Psychische Gesundheit und Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen während der COVID-19-Pandemie. In: Dohmen, D. & Hurrelmann, K. (Hrsg.): Generation Corona? Wie Jugendliche durch die Pandemie benachteiligt werden. Weinheim: 248-260.

Quartiersmanagement Kosmosviertel (2019): Quartiersmanagement und BENN. Kosmosviertel. IHEK 2019-2022. Berlin.

Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße (Hrsg.) (2022): Integriertes Handlungs- und Entwicklungskonzept 2022-2025. Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße. Berlin.

Raab, S. (2017): Über den Einfluss der Eigentümer*innenstruktur auf Segregationsprozesse. Eine qualitative Analyse am Beispiel des Kosmosviertels. Masterarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin, Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät. Berlin.

Reimann, B. (2013): Gegenseitigkeit als Zukunftsprinzip? Die Neuerfindung sozialer Systeme in Krisenzeiten. In: Beckmann K. J. (Hrsg.): Jetzt auch noch resilient? Anforderungen an die Krisenfestigkeit der Städte. Difu-Impulse Band 4. Berlin: 51-55.

Rettich, S. (2021): Neues Leitbild? Altes Leitbild! – Nachhaltigkeit benötigt Substrategien. In: Planerin 1: 5-8.

Schneidewind, U, Baedeker, C., Bierwirth A., Caplan A. & Haake, H. (2020): „Näher" – „Öffentlicher" – „Agiler". Eckpfeiler einer resilienten „Post-Corona-Stadt". Zukunftsimpuls Nr. 14. Wuppertal.

Schnur, O. (2013): Resiliente Quartiersentwicklung? Eine Annäherung über das Panarchie-Modell adaptiver Zyklen. In: Informationen zur Raumentwicklung 4: 337-350.

Schnur, O. (2020): Kiez und Corona – Nachbarschaft im Krisenmodus. Ein Kommentar. In: vhw werkSTADT Nr. 40. Berlin.

Schnur, O. (2021): Quartier und soziale Resilienz. In: BMI – Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (Hrsg.): Memorandum „Urbane Resilienz". Wege zur robusten, adaptiven und zukunftsfähigen Stadt. Berlin: 54-55.

Schulwitz, M. (2022): Urbane Resilienz. Ein mehrdimensionales Konzept für die Planung in Zeiten des Wandels. In: Planerin 2: 5-7.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (Hrsg.) (2019): Integriertes Handlungs- und Entwicklungskonzept 2019. Quartiersmanagementgebiet Soldiner Straße / Wollankstraße. Berlin.

SenSBW – Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen Berlin (2019): Rekommunalisierung im Kosmosviertel: STADT UND LAND erwirbt 1.821 Wohnungen. Pressemitteilung vom 11.02.2019. Berlin. https://www.stadtentwicklung.berlin.de/aktuell/pressebox/archiv_volltext.shtml?arch_1902/nachricht6676.html, letzter Zugriff: 03.08.2023.

SenSBW – Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen (Hrsg.) (2021): Berliner Mietspiegel 2021. Berlin.

SenSBW – Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen (Hrsg.) (2022a): Monitoring Soziale Stadtentwicklung 2021. Langfassung. Berlin.

SenSBW – Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen Berlin (Hrsg.) (2022b): Monitoring Soziale Stadtentwicklung 2021. 4.1. Kontext-Indikatoren – Anteilswerte – auf Ebene der Planungsräume (31.12.2020, 31.12.2016 – 31.12.2020), 542PLR, LOR-Grenzen ab 2021. Berlin. https://www.berlin.de/sen/sbw/stadtdaten/stadtwissen/monitoring-soziale-stadtentwicklung/bericht-2021/#Monitoring, letzter Zugriff: 27.07.2023.

Siedentop, S. & Zimmer-Hegmann, R. (2020): COVID-19 und die Zukunft der Städte. Verändert die Pandemie das Verständnis von nachhaltiger Stadtentwicklung? Dortmund = ILS-IMPULSE 1/20.

SRL – Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung (Hrsg.) (2021): Die resiliente Stadt – Stadtplanung in Zeiten der Pandemie 1/2021. Berlin.

SRL – Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung (Hrsg.) (2022): Resilienz in der Planung – Präventiv, robust, transformativ 2/2022. Berlin.

SRL – Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung (Hrsg.) (2023): Resilienz in Krisenzeiten – Wiederaufbau-Strategien und bezahlbares Wohnen 1/2023. Berlin.

Steg, J. (2020): Was heißt eigentlich Krise? In: Soziologie (49) 4: 423-435

ver.di (2020): Corona-Pandemie und die Folgen für Arbeitsmarkt und Beschäftigung. In: sopoaktuell: Neues aus der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik Nr. 298. Berlin.

vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V. (Hrsg.) (2018): Wandel von Nachbarschaft in Zeiten digitaler Vernetzung. vhw-Schriftenreihe Nr. 9. Berlin.

vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V. (Hrsg.) (2021): Potenziale der Gemeinwesenarbeit für lokale Demokratie. vhw-Schriftenreihe Nr. 21. Berlin.

vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V. (Hrsg.) (2022): Begegnung schaffen. Strategien und Handlungsansätze in der sozialen Quartiersentwicklung. vhw-Schriftenreihe Nr. 33. Berlin.

Weidner, S. (2021): Stadtplanerische Aspekte der resilienten Stadt. In: Just, T. & Plößl, F. (Hrsg.): Die Europäische Stadt nach Corona. Strategien für resiliente Städte und Immobilien. Wiesbaden: 27-46.

Werner, E. E., Bierman, J. M., & French, F. E. (1971): The Children of Kauai Honolulu. Hawaii.

Wiesemann, L. (2019): Begegnung schaffen im Quartier. Eine Reflexion von Theorie und Praxis. vhw werkSTADT 34. Berlin.

Wößmann, L., Freundl, V., Grewenig, E., Lergetporer, P., Werner, K. & Zierow, L. (2021): Wie haben die Schulkinder die Zeit der Schulschließungen verbracht? In: Dohmen, D. & Hurrelmann, K. (Hrsg.): Generation Corona? Wie Jugendliche durch die Pandemie benachteiligt werden. Weinheim: 127-148.

Zinn, S. & Bayer, M. (2021): Schule in der Pandemie: Lernzeiten der Kinder hängen auch von der Bildung der Eltern ab. DIWaktuell Nr. 36. Berlin.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Der Resilienzzyklus (Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage von Jakubowski 2013; BBSR 2018) 10

Abbildung 2: Strukturelles und konnektives Potenzial urbaner Räume: zentrale Einflussfaktoren (Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage von Schnur 2013) 11

Abbildung 3: Ausgewählte resilienzbildende Merkmale (Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage von Christmann et al. 2016; Fekkak et al. 2016; Kuhlicke 2018) 12

Abbildung 4: Quartiersmanagementgebiet Kosmosviertel (Quelle: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen Berlin) 14

Abbildung 5: Die im Kosmosviertel gelegene Gemeinschaftsunterkunft für Geflüchtete „Quitte" im Sommer 2020 (Foto: vhw e. V.) 14

Abbildung 6: Im Zentrum des Kosmosviertels befinden sich neben einem Einkaufszentrum auch weitere Nahversorgungseinrichtungen und Gastronomieangebote (Foto: vhw e. V.) 14

Abbildung 7: In Plattenbauweise errichtete Wohngebäude mit bis zu elf Geschossen prägen das Kosmosviertel (Foto: vhw e. V.) 15

Abbildung 8: Eine Grünachse mit einzelnen Spiel- und Sportplätzen durchzieht das Quartier von Norden nach Süden (Foto: vhw e. V.) 15

Abbildung 9: Untersuchungsgebiet Soldiner Kiez (Quelle: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen Berlin) 16

Abbildung 10: Charakteristisch für das innenstadtnahe Wohnquartier ist eine gründerzeitliche Bebauung (Foto: vhw e. V.) 16

Abbildung 11: Die gründerzeitliche Blockrandbebauung ist durchsetzt mit Lückenschließungen der 1950er bis 1970er Jahre mit einfachem Wohnstandard (Foto: vhw e. V.) 16

Abbildung 12: Im Soldiner Kiez sind die Versorgungsangebote für den täglichen Bedarf weit über das Quartier verteilt (Foto: vhw e. V.) 17

Abbildung 13: Mit Ausnahme des Panke-Grünzugs befinden sich im Quartier eher kleinere Grün- und Freiflächen (Foto: vhw e. V.) 17

Abbildung 14: Sozialstruktur der Untersuchungsgebiete, Stand 31.12.2020 (Quellen: Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (2021); SenSBW (2022b)) 19

Abbildung 15: Spielplätze waren während des ersten Lockdowns gesperrt (Foto: vhw e. V.) 23

Abbildung 16: Kinder und Jugendliche in den Untersuchungsgebieten konnten während des Lockdowns viele Freizeitangebote aufgrund der Einrichtungsschließungen nicht mehr wie gewohnt nutzen (Foto: vhw e. V.) 23

Abbildung 17: Der Kiezklub als Treffpunkt für ältere Menschen im Kosmosviertel konnte während des Lockdowns nicht mehr besucht werden (Foto: vhw e. V.) 23

Abbildung 18: Während der Corona-Pandemie waren viele Menschen in den untersuchten Kiezen verstärkt auf Beratungs- und Unterstützungsleistungen angewiesen (Foto: vhw e. V.) 24

Abbildung 19: Auch die Grundschule im Soldiner Kiez stand bei der Einführung des Homeschoolings vor großen technischen und organisatorischen Herausforderungen (Foto: vhw e. V.) 27

Abbildung 20: Außerschulische Lernorte, wie das Casa-Dar im Soldiner Kiez, standen im ersten Lockdown nicht mehr zur Verfügung (Foto: vhw e. V.) 28

Abbildung 21: Das Kosmosviertel verfügt über ein Nahversorgungszentrum mit einem Einzugsgebiet, das sich über das Quartier hinaus erstreckt (Foto: vhw e. V.) 29

Abbildung 22: Einzelhandel und Dienstleistungsgewerbe zeichnet sich im Soldiner Kiez durch eine kleinteilige, häufig migrantisch geprägte Angebotsstruktur aus (Foto: vhw e. V.) 29

Abbildung 23: Vorhandene Grün- und Freiräume im Kosmosviertel boten während des Lockdowns nur eine geringe Aufenthaltsqualität (Foto: vhw e. V.) 30

Abbildung 24: Der Soldiner Kiez ist mit qualifizierten Freiräumen eher unterversorgt (Foto: vhw e. V.) 30

Abbildung 25: Im Kosmosviertel ist die Wohnraumversorgung von einfachen bis mittleren Wohnstandards geprägt (Foto: vhw e. V.) 30

Abbildung 26: Ein überwiegend einfacher Wohnstandard kennzeichnet die Wohnraumversorgung im Soldiner Kiez (Foto: vhw e. V.) 31

Abbildung 27: Im Soldiner Kiez befinden sich etliche soziale Einrichtungen und Dienste in der Fabrik Osloer Straße – Zentrum für soziale und kulturelle Arbeit (Fotos: vhw e. V.) 32

Abbildung 28: Für sämtliche soziale Einrichtungen und Dienste in den Untersuchungsgebieten führte der Lockdown zu einem Bruch in den Arbeitsroutinen (Foto: vhw e. V.) 34
Abbildung 29: Viele Stadtteileinrichtungen, wie auch der Abenteuerspielplatz und Kinderbauerhof Waslala im Kosmosviertel, haben im Lockdown bei der Zielgruppenkommunikation verstärkt soziale Medien eingesetzt (Fotos: vhw e. V.) 36
Abbildung 30: Neben digitalen wurden auch analoge Wege genutzt, um im Lockdown den Kontakt zu den Zielgruppen zu halten (Foto: vhw e. V.) 37
Abbildung 31: Im ersten Lockdown haben die Quartiersmanagements u. a. Rundgänge im Quartier unternommen, um mit den Menschen vor Ort in Kontakt zu bleiben und Unterstützungsbedarfe zu erfahren (Foto: vhw e. V.) 38
Abbildung 32: In den Untersuchungsgebieten unterstützen die Stadtteilakteure den Aufbau von Nachbarschaftshilfen, wie das Hauspaten-Projekt vom Quartiersmanagement Kosmosviertel und des Wohnungsunternehmens Stadt und Land exemplarisch zeigt (Foto: vhw e. V.) 41
Abbildung 33: Die Einrichtung Base 24 im Kosmosviertel verwandelte sich im ersten Lockdown in ein virtuelles Jugendzentrum (Foto: vhw e. V.) 42
Abbildung 34: In den untersuchten Kiezen konnten nicht alle sozialen Angebote während des ersten Lockdowns ins Digitale überführt werden und fielen damit temporär weg (Foto: vhw e. V.) 43
Abbildung 35: Hygienekonzepte ermöglichten die Rückkehr zu Präsenz-Aktivitäten – jedoch waren ihre Konzeption und Umsetzung mit bürokratischem, zeitlichem und finanziellem Aufwand verbunden (Fotos: vhw e. V.) 44
Abbildung 36: Im ersten Lockdown war das Quartiersmanagement Kosmosviertel die zentrale koordinierende Instanz in der gemeinsamen Stadtteilarbeit (Foto: vhw e. V.) 47

ANHANG

A 1 – Befragte Einrichtungen in den Untersuchungsgebieten

Nr.	Soldiner Kiez	Funktion der Einrichtung
1	Casa-Dar	Kinder-, Jugend- und Familieneinrichtung, soziale Beratung
2	FamilienZentrum Fabrik Osloer Straße	Familienzentrum
3	NachbarschaftsEtage Fabrik Osloer Straße	Stadtteilzentrum
4	Quartiersmanagement Soldiner Straße / Wollankstraße	Quartiersmanagement
5	Soko 116	Jugendeinrichtung
6	Sozialladen Wollankstraße	Sozialverein
7	SprInt (Sprache und Integration)	Einrichtung zur Sprach- und Bildungsförderung
8	Stadtteilkoordination Osloer Straße	Stadtteilkoordination des Bezirksamtes Mitte
9	Wilhelm Hauff Grundschule	Grundschule

Nr.	Kosmosviertel	Funktion der Einrichtung
1	Abenteuerspielplatz und Kinderbauernhof Waslala	Kinder- und Jugendeinrichtung
2	BASE 24	Kinder- und Jugendeinrichtung
3	BENN – Berlin Entwickelt Neue Nachbarschaften	Programm der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen zur Förderung des nachbarschaftlichen Miteinanders
4	Familienzentrum im Kosmosviertel	Familienzentrum
5	Infopoint Alleinerziehende	Familien- und Sozialberatung
6	Kiezladen der Möglichkeiten – WaMa	Nachbarschaftstreff
7	Kita im Kosmosviertel	Kita
8	Medienetage	Jugendeinrichtung und Medienkompetenzzentrum
9	Outreach	Jugendeinrichtung
10	Quartiersmanagement Kosmosviertel	Quartiersmanagement
11	STADT UND LAND Wohnbauten-Gesellschaft mbH	Sozial- und Quartiersmanagement des landeseigenen Wohnungsunternehmens

A 2 – Gesprächsleitfaden

(1) Vorstellung

- Person, Thematik der Studie, Zielsetzung
- Informationen zum Vorgehen

(2) Die Einrichtung und das Quartier

- Könnten Sie zu Beginn bitte Ihre Einrichtung und Ihre Funktion in der Einrichtung vorstellen?
- Was sind die wichtigsten Arbeitsfelder und Zielgruppen Ihrer Einrichtung?
- Mit welchen Akteuren bzw. Einrichtungen arbeiten Sie zusammen?
- Was macht das Kosmosviertel/den Soldiener Kiez aus?

(3) Auswirkungen des Lockdowns auf die eigene Arbeitsfähigkeit

- Wie hat sich die Lockdown-Situation in Ihrer Arbeit bemerkbar gemacht?
- Wie sind Sie/Ihre Einrichtung mit den entstandenen Herausforderungen (organisatorisch/inhaltlich) umgegangen?
- Wie haben Sie den Kontakt zu Ihren Zielgruppen in dieser Zeit aufrechterhalten?
- Wie haben Sie ihre Zielgruppen in dieser Zeit unterstützt?
- Wie hat im Lockdown die Zusammenarbeit mit weiteren Akteuren/Partnern (horizontal/vertikal) funktioniert?

(4) Soziale Auswirkungen des Lockdowns im Quartier

- Welche Veränderungen im Alltag haben sich für Ihre Zielgruppe(n) durch den Lockdown ergeben?
- Welche Problemlagen haben sich verschärft oder sind neu aufgetreten? Wer ist besonders betroffen von den hier lebenden Menschen und warum?
- Was hat geholfen, um die Auswirkungen der Krise im Quartier abzufedern? Welche Strukturen haben sich bewährt bzw. als wertvoll erwiesen?
- Was hat im Quartier gefehlt, um die Auswirkungen der Krise abzumildern? Welche Versäumnisse bzw. Defizite hat die Krise für Sie sichtbar gemacht?

(5) Resiliente Quartiere

- Was macht Ihrer Ansicht nach Quartiere robuster und anpassungsfähiger gegenüber Krisenereignisse?
- Mit Blick auf die aktuelle Pandemieerfahrung: Was sind für Sie künftig wichtige Handlungsfelder und Aufgaben in der Quartiersentwicklung?

IN DIESER REIHE SIND BEREITS ERSCHIENEN:

vhw-Schriftenreihe Nr. 40
Neue Blicke auf frühzeitige Öffentlichkeitsbeteiligung im Alltag der Stadtentwicklung – Offene Vorgaben. Zurückhaltende Praxis. Dynamischer Kontext.

vhw-Schriftenreihe Nr. 39
Rettet die Innenentwicklung!

vhw-Schriftenreihe Nr. 38
Atmosphären als Ressource von Partizipation und Quartiersentwicklung

vhw-Schriftenreihe Nr. 37
Entwickeln. Finanzieren. Umsetzen. Stadtmachen auf digitalen Plattformen

vhw-Schriftenreihe Nr. 36
Universitätsstadt Marburg. Eine Milieustudie

vhw-Schriftenreihe Nr. 35
Gemeinschaftlich wohnen und mehr...
Projekte im Quartier: Bezüge, Impulse, Potenziale

vhw-Schriftenreihe Nr. 34
Kooperative Sport- und Bewegungslandschaften. Quartiers- und Sportentwicklung am Beispiel von Karlsruhe-Daxlanden

vhw-Schriftenreihe Nr. 33
Begegnung schaffen. Strategien und Handlungsansätze in der sozialen Quartiersentwicklung

vhw-Schriftenreihe Nr. 32
Nachhaltige Stadtentwicklung durch nachhaltige Verwaltungsentwicklung

vhw-Schriftenreihe Nr. 31
Kooperative Sportlandschaften

vhw-Schriftenreihe Nr. 30:
Wachstumsschmerzen. Kommunale Strategien und ihre Wirkungen

vhw-Schriftenreihe Nr. 29:
Eigenheime der 1950er bis 1970er Jahre

vhw-Schriftenreihe Nr. 28:
Lokale Politik und Beteiligung

vhw-Schriftenreihe Nr. 27:
Monitor der Qualität lokaler Öffentlichkeit

vhw-Schriftenreihe Nr. 26:
Das kommunalpolitische Planetensystem?

vhw-Schriftenreihe Nr. 25:
Soziale Wohnungspolitik auf kommunaler Ebene

vhw-Schriftenreihe Nr. 24:
Praxisleitfaden Milieuwissen für die Stadtentwicklung und Stadtplanung

vhw-Schriftenreihe Nr. 23:
Neue Partnerschaften in der nachhaltigen Stadtentwicklung? Potenziale von Transition-Town-Initiativen

vhw-Schriftenreihe Nr. 22:
Politische Partizipation marginalisierter Menschen

vhw-Schriftenreihe Nr. 21:
Potenziale der Gemeinwesenarbeit für lokale Demokratie

vhw-Schriftenreihe Nr. 20:
Gemeinwesenarbeit und lokale Demokratie – Zusammenhänge und Perspektiven aus der Sicht Sozialer Arbeit

vhw-Schriftenreihe Nr. 19:
Jenseits der Metropolen. Wandel lokalpolitischer Kulturen in einer polarisierten Gesellschaft

vhw-Schriftenreihe Nr. 18:
Lokale Demokratie in Klein- und Mittelstädten unter den Bedingungen von Peripherisierung

vhw-Schriftenreihe Nr. 17:
Herausforderungen der Digitalisierung für benachteiligte Stadtquartiere

vhw-Schriftenreihe Nr. 16:
Wohnraumversorgung und sozialräumliche Integration von Migrantinnen und Migranten

vhw-Schriftenreihe Nr. 15:
Öffentlichkeitsbeteiligung in der Stadtentwicklung

vhw-Schriftenreihe Nr. 14:
Öffentliche Räume im Zentrum der Städte

vhw-Schriftenreihe Nr. 13:
Entwicklung und Nachhaltigkeit von Willkommensinitiativen

vhw-Schriftenreihe Nr. 12:
Stadtteilmütterprojekte – Integration mit besonderer Wirkkraft?

vhw-Schriftenreihe Nr. 11:
Evaluationsleitfaden für Beteiligungsverfahren

vhw-Schriftenreihe Nr. 10:
Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in Deutschland – vhw-Migrantenmilieu-Survey 2018

vhw-Schriftenreihe Nr. 9:
Wandel der Nachbarschaft in Zeiten digitaler Vernetzung

vhw-Schriftenreihe Nr. 8:
Bürgerbeteiligung in der Stadtentwicklung und im Wohnungsbau

vhw-Schriftenreihe Nr. 7:
Öffentliche Räume in stadtgesellschaftlich vielfältigen Quartieren

vhw-Schriftenreihe Nr. 6:
Geflüchtete in der Sozialen Stadt

vhw-Schriftenreihe Nr. 5:
10 Jahre Nachhaltige Stadtentwicklung in Ludwigsburg

vhw-Schriftenreihe Nr. 4:
vhw-Kommunikationshandbuch – Praxisbezogene Kommunikation mit den Milieus der Stadtgesellschaft

vhw-Schriftenreihe 3:
Dialog: Zur Stärkung Lokaler Demokratie

vhw-Schriftenreihe 2:
Engagement im Quartier und kommunale Bürgerorientierung

vhw-Schriftenreihe 1:
Migranten-Milieus

Ab Schriftenreihe 6 sind die Publikationen auch online verfügbar unter https://www.vhw.de/publikationen/vhw-schriftenreihe/

www.vhw.de

vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V.
Fritschestraße 27/28 · 10585 Berlin

vhw Forschung